



Bulletin

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali
ASSU Academia svizra da ciencias humanas e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

Dossier

Mehrsprachigkeit Plurilinguisme



Mitglied der
a+ akademien der
 wissenschaften schweiz

Die Akademien der Wissenschaften Schweiz vernetzen die Wissenschaften regional, national und international. Sie engagieren sich insbesondere in den Bereichen **Früherkennung** und **Ethik** und setzen sich ein für den **Dialog** zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

www.akademien-schweiz.ch

Impressum

Bulletin 1, Januar 2017. Erscheint viermal jährlich.

Herausgeberin: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften,
 Haus der Akademien, Laupenstrasse 7, 3008 Bern
 Telefon +41 (0)31 306 92 50, sagw@sagw.ch, www.sagw.ch

Auflage: 2700

Redaktion: Markus Zürcher (mz), Beatrice Kübli (bk)

Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Marlene Iseli (mi), Franca Siegfried (fs), Lea Berger (lb),
 Beat Immenhauser (ib), Manuela Cimeli (mc), Fabienne Jan (fj)

Bilder: Titelbild: © Primalux – fotolia.com

S. 3: © 3dkombinat – fotolia.com

S. 6: © Thomas Reimer – fotolia.com (links), © JackF – fotolia.com (rechts)

S. 7, 8, 22, 76: © SAGW

S. 18: © Akademien der Wissenschaften Schweiz

S. 34: © dizain – fotolia.com

S. 70: © LiliGraphie – fotolia.com

S. 74: © Cybrain – fotolia.com

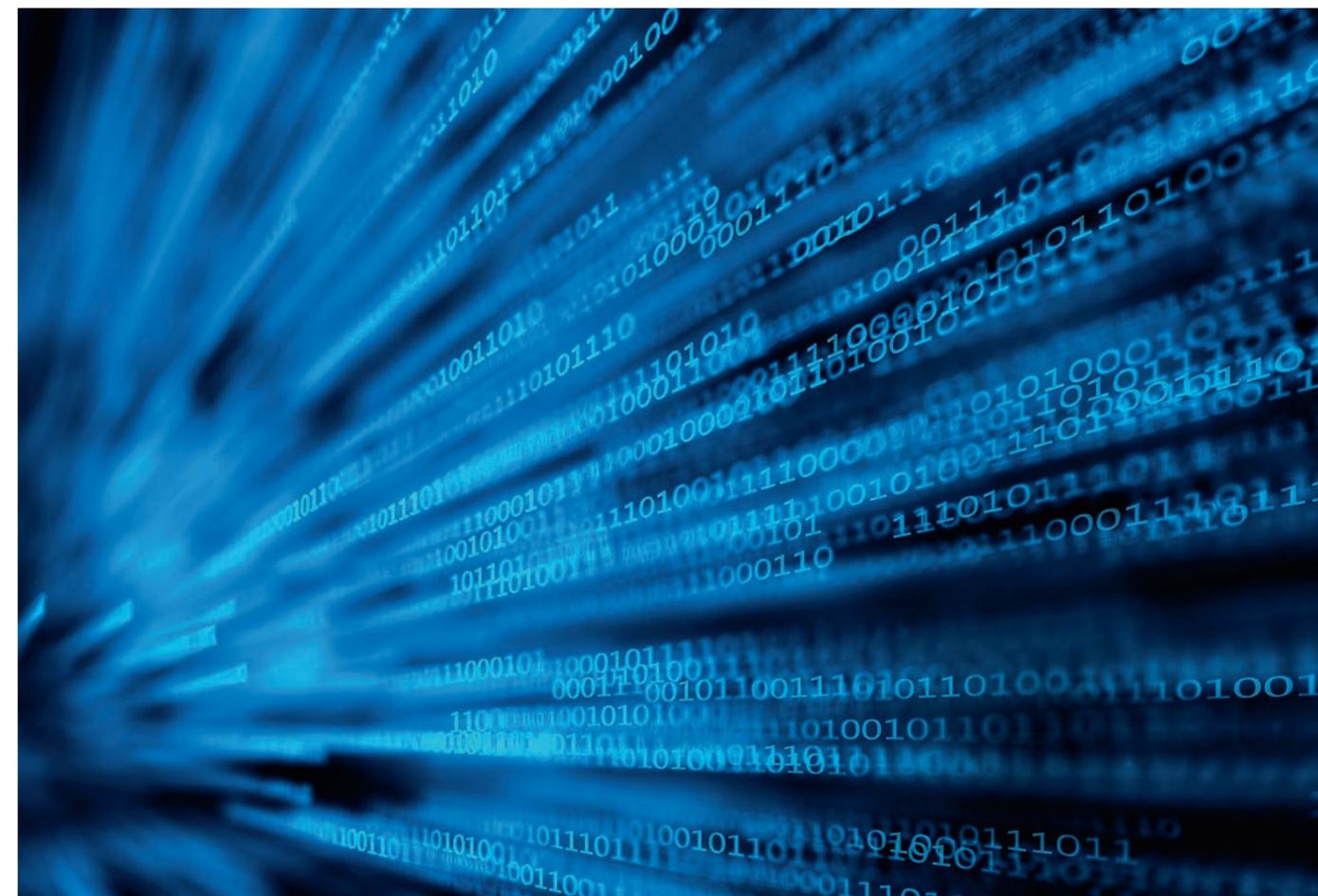
Layout: Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz

Gestaltungskonzept: Laszlo Horvath, Bern

Korrektur und Druck: Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz



vermitteln – vernetzen – fördern
communiquer – coordonner – encourager



Babylonische Irrungen und Wirrungen in der mehrsprachigen Schweiz

4



Die tief in der Tektonik des Bildungsföderalismus eingelassenen Spannungen haben im vergangenen Jahr insbesondere in der Deutschschweiz eine Sprachendebatte ausgelöst, die im Spätsommer 2016 in den Medien zu einem «Sprachenkrieg» emporstilisiert wurde. Auslöser war die Frage nach dem «richtigen» Zeitpunkt für den Unterricht des Frühfranzösisch und des Frühenglisch. Wie das Dossier zu diesem Bulletin aufzeigt, wurde und wird missionarisch, aber auf tönernen Füßen argumentiert, überdies nicht über dasselbe diskutiert und entsprechend nicht miteinander, sondern eher aneinander vorbei geredet (Seite 40). Sprechen und Denken, Sprache und Selbstverständnis sind eng miteinander verwoben. Entsprechend erfüllt die Sprache eine Vielzahl von Funktionen. Insbesondere dienen Begriffe nicht bloss dazu, uns mitzuteilen, sondern bestimmen wesentlich, was wir erkennen und wie wir es «begreifen». Damit stellt sich sogleich die Frage, ob nicht bereits die Rede von «Frühfranzösisch» und «Frühenglisch» auf die schiefe Bahn führt. Jedenfalls scheinen «Frühmathematik», «Frühbasteln», «Frühsport» und vieles mehr, was sich Kinder in ihrer Neugier und ihrem Wissensdurst aneignen, keine Sorgen zu bereiten. Unklar ist auch, wovor die Kinder denn bewahrt werden sollen, ist doch Mehrsprachigkeit weltweit, in Europa wie in der Schweiz, die Regel und nicht die Ausnahme (Seite 35). Da eine Vielzahl von Faktoren den Lernerfolg beeinflussen, ist es nicht überraschend, dass sich der «richtige» Zeitpunkt wissenschaftlich nicht bestimmen lässt. Die dem Spracherwerb förderlichen Voraussetzungen und Lernformen sind hingegen bekannt (Seite 56 und 67). Ziemlich unverfroren ist es daher, sprachpolitische Kontroversen auf dem Buckel der Volksschule auszutragen und dabei zugleich deren Mittel massiv zu kürzen.

Damit stellt sich die Frage, was denn genau im politischen Raum verhandelt wird, wenn die Pädagogik als «causa belli» entfällt. Möglicherweise lässt sich eine Spannung zwischen einer an die vier Landessprachen gebundenen

Identität und der bestgeeigneten, effizientesten Kommunikations- und Verkehrssprache erkennen, einer «Lingua franca», wofür das Englische steht. Mit weitreichenden Folgen auch auf die statistische Erfassung des Sprachgebrauchs und der Sprachkenntnisse der schweizerischen Bevölkerung lösen sich jedoch bisherige Gewissheiten auf (Seite 44 und 50). Ein zunehmender Anteil der Bevölkerung wächst aufgrund der Mobilität mehrsprachig auf. Nicht eine von der Muttersprache ausgehende Hierarchie bestimmt den Sprachgebrauch, sondern wechselnde Kontexte und Situationen. Ferner ist der wechselnde Gebrauch von zwei Sprachen in derselben Gesprächssituation insbesondere unter Jugendlichen verbreitet. Die vielsprachige Schweiz löst die viersprachige Schweiz ab (Seiten 38, 40, 47 und 54). So bleibt die Frage zu klären, ob das Englische die wichtigste Kommunikations- und Verkehrssprache ist. Auch hier bestimmt die Situation den Sprachgebrauch: Unverändert dominiert Deutsch die Kommunikation in Wirtschaft und Politik in der Schweiz (Seite 38). Im Baugewerbe hat sich bisweilen das Italienische als Lingua franca durchgesetzt (Seite 54). Der Mehrwert der einzelnen Sprachen lässt sich berechnen: Vom Erwerb einer weiteren Landessprache profitieren die Sprachregionen in demselben Umfang. Vom Englischen profitiert die Deutschschweiz stärker als die übrigen Sprachregionen, was nicht erstaunt, weil Deutsch die im Inland dominante Sprache ist (Seite 61), Französischkenntnisse also weniger zwingend sind. Mit zu berücksichtigen sind jedoch die negativen Effekte einer Monokultur. Deshalb wird die Lingua franca auch in internationalen Unternehmen stets zusammen mit den lokalen Sprachen gepflegt, und im betrieblichen Alltag ist Mehrsprachigkeit und Sprachmischung die Regel (Seite 59). Da Sprechen, Denken und Erkennen eng verwoben sind, generiert Mehrsprachigkeit auch in der Wissenschaft neue Perspektiven, Sichtweisen, Interpretationen und Konzepte (Seite 63 und 65). Weshalb und wie Vielsprachigkeit und Übersetzungen für eine facettenreiche, vielschichtige und pluralistische Welterkennt-

nis sorgen, haben Jürgen Mittelstrass, Jürgen Trabant und Peter Fröhlicher in der jüngst aufgelegten Schrift «Wissenschaftssprache. Ein Plädoyer für Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft» dargelegt.

Angesichts dieser Befunde wird deutlich, worüber eigentlich debattiert wurde: Im Kern geht es um die Stellung der Schweiz in einer globalisierten Welt. 2015 dienten dazu unterschiedliche Deutungen der 1515 ausgefochtenen Mailänderkriege, im Jahre 2016 ein angeblicher Sprachenkrieg. Vieles weist darauf hin, dass jene Fraktion, die dem Englischen das Primat vor einer zweiten Landessprache gibt, konsequent eine von der Schweiz über Jahrzehnte verfolgte Trennung eines Aussen- und eines Binnenraums aufrechterhalten will: Sprachenpolitik kann ein Instrument sein, um den Binnenraum eines wirtschaftlich global hoch verflochtenen Landes gegen äussere Einflüsse abzuschotten. Dazu eignen sich unter anderem mehr die Dialekte, weshalb die Forderung nach deren vermehrter Pflege im Kindergarten und in der Grundstufe durchaus ihre Logik hat. Was die Akademie und die von ihr vertretenen Disziplinen nebst der kritischen Reflexion zentraler, zukunftsgestaltender Debatten noch beschäftigt, erfahren Sie in diesem Bulletin.

Dr. Markus Zürcher
Generalsekretär SAGW

5

Editorial

- 4 Babylonische Irrungen und Wirrungen in der mehrsprachigen Schweiz

Wissenschaftspolitik
Politique scientifique

- 9 Sinnvoll evaluieren. *Alexander Hasgall*
- 11 Evaluation von Geistes- und Sozialwissenschaften – Ist Qualität messbar? *Stefan Stöcklin*
- 13 FORS – gestern, heute, morgen
- 16 In Kürze

Akademien der Wissenschaften Schweiz
Académies suisses des sciences

- 19 Regionalliga oder Champions League? *This Rutishauser*
- 20 Balzan Lecture 2016
- 21 Mit Neugierde, Notizblock und Kugelschreiber



Améliorer la «compatibilité entre vie professionnelle et vie familiale» est une condition-cadre primordiale, p. 28.

SAGW-News
News ASSH

- 23 Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit *Juliane Schröter, Martin Luginbühl*
- 25 Innovationsstärke der Schweizer Lebensqualitätsforschung
- 27 Erste Erfahrungen in der Umsetzung der Open-Access-Strategie der SAGW
- 28 D'un «problème de femmes» vers un défi de société
- 30 Année Politique Suisse – eine Quelle für die politische Meinungsbildung
- 32 Eine neue Königsdisziplin
- 33 Personelles aus dem Generalsekretariat

Dossier
Mehrsprachigkeit

- 35 Bedrohte Mehrsprachigkeit
- 38 Stellung der vier Landessprachen *Renata Coray*
- 40 Sprache als Politikum. Zur Entwicklung der Sprachenpolitik in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert. *Christina Späti*
- 42 Grössere Bereitschaft zur Mehrsprachigkeit *Nicoletta Mariolini*
- 44 Les pratiques linguistiques en Suisse *Amélie de Flaugergues, Yvon Csonka*
- 47 De langue maternelle à langue(s) principale(s): la langue définit-elle encore notre identité? *Alessia Marchionno*
- 50 La Suisse peine à compter ses bilingues *François Grosjean*
- 52 Beziehung zwischen Dialekt und Hochdeutsch *Annelies Häcki Buhofner*
- 54 Migrationsprachen und ihr Einfluss auf die Landessprachen. *Stephan Schmid*
- 56 Fremdsprachenunterricht: Wissenschaft, Mission und Politik. *Raphael Berthele, Alexandre Duchêne, Thomas Studer*
- 59 Mehrsprachigkeit auf dem Arbeitsmarkt *Georges Lüdi*
- 61 L'économie face aux langues. *François Grin*
- 63 Le multilinguisme dans le monde scientifique *Anne-Claude Berthoud*
- 65 Sprachenvielfalt ist eine kostbare Ressource *Martin Vetterli*
- 67 Effizientes schulisches Fremdsprachenlernen *Christine Le Pape Racine*
- 69 Perspectives sur les enjeux du plurilinguisme africain en Suisse. *Mohomodou Houssouba*

Mitgliedsgesellschaften
Sociétés membres

- 71 Forschungsnetzwerkplattform für den Mittleren Osten und islamische Kulturen. *Emanuel Schaeublin*
- 73 Präsidiumswechsel bei der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft

International

- 75 Zusammenschluss von zwei globalen Wissenschaftsorganisationen. *Roger Pfister*

Publikationen
Publications

- 77 Vom «guten Arzt» zu den «Health Professionals»? *77*
- 77 Compétences de base pour l'introduction au latin
- 78 Mitglieder der SAGW
- 79 Generalsekretariat



An insgesamt drei Workshops diskutierten Expertinnen und Experten über die Lebensqualitätsforschung in der Schweiz. Eine erste Bilanz finden Sie auf S. 25.



Sinnvoll evaluieren

Alexander Hasgall, Swissuniversities-Programm «Performances de la recherche en sciences humaines et sociales»

Seit einigen Jahren ist die Frage nach der angemessenen Evaluation von Forschung wichtiges und oftmals auch umstrittenes Thema an Hochschulen. Lange Zeit galten dabei die etablierten Verfahren in den Natur- und Lebenswissenschaften – insbesondere die Bibliometrie – als Standard für die richtige Form der «Messung» von Forschungsleistungen. Mittlerweile ist die anfängliche Euphorie verflogen.

Immer mehr werden nicht intendierte Folgen eines vor allem an der Produktivität orientierten Bewertungssystems offenbar. Dazu gehört die Inflation an wissenschaftlichen Publikationen, die nur erstellt werden, um den eigenen «Impact Factor» zu steigern. Auch können falsche Anreize gesetzt und Forschende motiviert werden, ihre Forschung an Fragestellungen anzupassen, welche am meisten Zitationen versprechen. In den Geistes- und Sozialwissenschaften konnten sich solche Verfahren bislang nicht durchsetzen. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass ein grosser Teil der Forschung in diesen Disziplinen durch die zwei wichtigsten bibliometrischen Datenbanken (web of science und scopus) gar nicht erfasst (und erfassbar) sind.

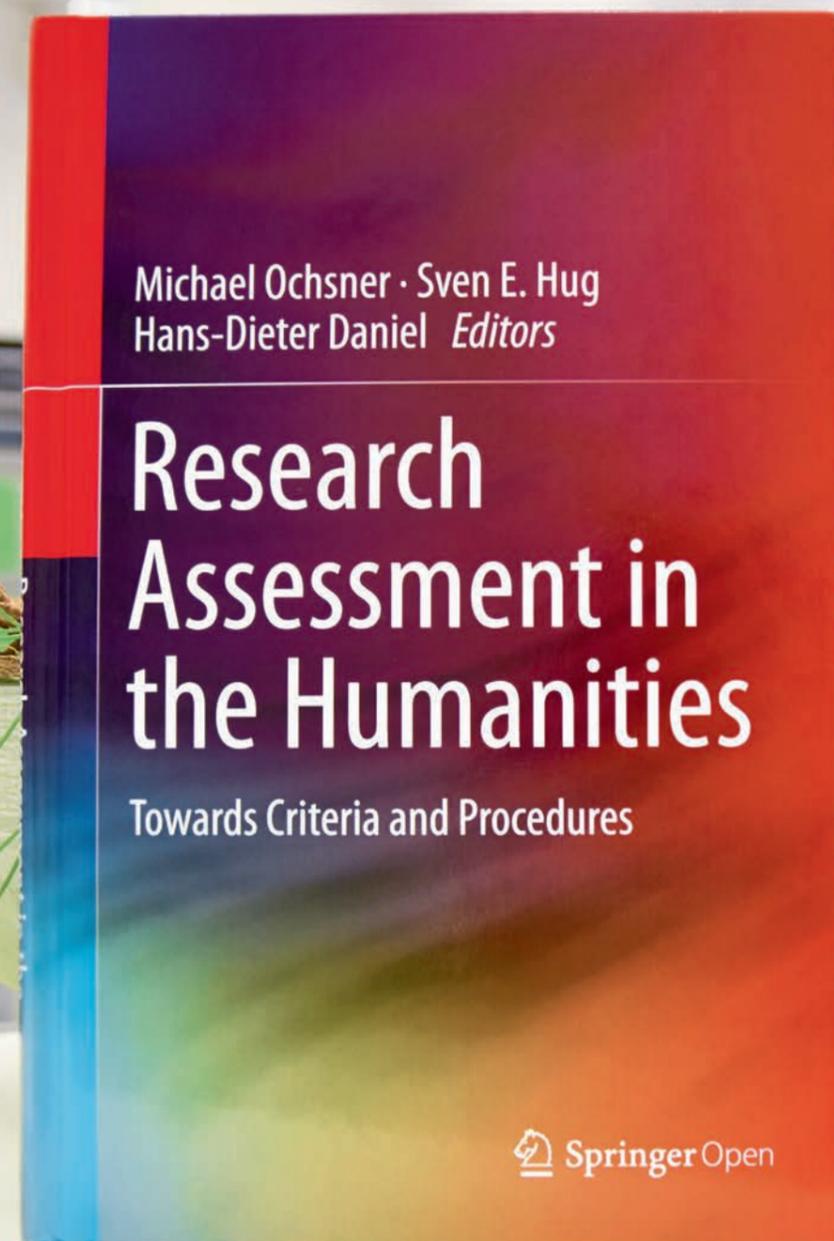
Instrumente für die Geistes- und Sozialwissenschaften

Als Alternative zu diesen bibliometrischen Bewertungsverfahren hat die CRUS – die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten – (heute Swissuniversities) schon vor einigen Jahren die beiden SUK-Programme «Mesurer les performances de la recherche en sciences humaines et sociales» und «Performances de la recherche en sciences humaines et sociales» initiiert. Dabei werden Verfahren entwickelt, welche die Besonderheiten in den Geistes- und

Sozialwissenschaften adressieren. Sowohl die Vielfalt wie auch die Qualität und der «Impact» dieser Disziplinen sollen sichtbar gemacht werden. Als Ergebnisse finden sich Instrumente, welche beispielsweise die vielfältigen Beziehungen von wissenschaftlichen Institutionen zu externen Stakeholdern aufzeigen oder auch die Möglichkeit bieten, unterschiedliche Profile von Forschungsinstitutionen zu vergleichen.

Wissenschaftskulturen beachten

Am 3. und 4. November fand in den Räumlichkeiten der Universität Bern die Abschlusskonferenz des Programms unter dem Titel «The Swiss Way to Research Quality» statt. Auf verschiedenen Panels wurde das Verhältnis von Impact und Exzellenz von Forschung diskutiert, auf die Perspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses vor dem Hintergrund einer immer wieder kritisierten «Evaluationitis» eingegangen und wurden auch Wege der Vermittlung von Forschung in den politischen Raum erörtert. Abgeschlossen wurde die Konferenz mit dem Panel «Eine vielfältige Wissenschaftskultur im Zeitalter der Exzellenz», an dem unter anderem Michael Hengartner, Präsident von Swissuniversities und Rektor der Universität Zürich, teilnahm. Als Grundlage dieser Diskussion dienten verschiedene vorgängig formulierte Thesen, welche den Teilnehmern zur Verfügung gestellt wurden und die in nächster Zeit zu Guidelines zur Evaluation von Geistes- und Sozialwissenschaften fortentwickelt werden. Dazu gehören die Betonung des Bottom-up-Ansatzes, die Betonung der Förderung von Qualität gegenüber der Konzentration auf einen möglichst hohen quantitativen Output und auch der Hinweis auf die Notwendigkeit, bei der Entwicklung von Evaluationsverfahren unterschiedliche Wissenschaftskulturen zu beachten.



**Follow-up**

Sowohl die Konferenz wie auch die Ergebnisse des Programms werden weiter dokumentiert werden. Auf der Website www.performances-recherche.ch finden sich eine Beschreibung des Programms und der Projekte, eine umfangreiche Bibliographie und Kontaktmöglichkeiten. Dort lassen sich auch die Videos der Konferenzbeiträge einsehen. Des Weiteren ist eine Abschlusspublikation geplant.

Zum Autor**Alexander Hasgall**

Dr. Alexander Hasgall ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Genf und koordiniert das Programm «Performances de la recherche en sciences humaines et sociales» von Swissuniversities. Alexander Hasgall hat Philosophie und Geschichte an der Universität Zürich studiert und dort zu Anerkennungsprozessen im Umgang mit der letzten Militärdiktatur in Argentinien promoviert. Dazu arbeitete er mehrere Jahre als freier Journalist, im NGO-Bereich sowie in der Marktforschung.

Evaluation von Geistes- und Sozialwissenschaften – Ist Qualität messbar?

Stefan Stöcklin, Redaktor UZH News

Die Vernissage zum Buch «Research Assessment in the Humanities» war Anlass für eine angeregte Diskussion über Mess- und Bewertungskriterien in den Humanities und Social Sciences. Fazit: Auch die Geisteswissenschaften erkennen zunehmend ihren Nutzen.

Am Ende der Diskussion machte die illustre Runde klar: An Evaluationen kommen die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht vorbei. Einerseits forderten Politik und Gesellschaft messbare Kriterien, an denen die Leistungen der Forscherinnen und Forscher bewertet werden können. Gleichzeitig hätten auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst ein Interesse daran, die Qualität ihrer Forschung nach aussen zu vermitteln.

Die grosse Frage laute allerdings, was und nach welchen Kriterien in den Humanities und Social Sciences gemessen werden soll, um zu aussagekräftigen Ergebnissen zu gelangen. Am besten sei wohl, so der Konsens im Podium, wenn die jeweiligen Fachdisziplinen je eigene Kriterien entwickelten.

Ein Buch zur Qualitäts- und Leistungsbeurteilung

Anlass für die Diskussion über Forschungsevaluationen in den Geistes- und Sozialwissenschaften war die Publikation des Buches «Research Assessment in the Humanities. Towards Criteria and Procedures». Hans-Dieter Daniel, Leiter der Evaluationsstelle der UZH, erläuterte die Entstehungsgeschichte des Buches, das nun auf dem Internet frei zugänglich ist. Hintergrund ist das von der CRUS (Vorgängerorganisation von Swissuniversities) lancierte Projekt B 05 «Mesurer les performances de la recherche», mit dem die Universitäten ein Instrument erarbeiten sollten, um ihre Forschungsleistung zu messen und international zu vergleichen. Im Weiteren förderte die CRUS Projekte, um alternative Instrumente zur Messung von Forschungsleistungen zu entwickeln. Das Buch

geht einerseits auf die CRUS-Projekte ein und beschreibt andererseits die Erfahrungen aus verschiedenen Ländern Europas mit qualitativen und quantitativen Messmethoden.

Vielfalt in der Evaluation nötig

Die Skepsis gegenüber quantitativen Messkriterien ist im Buch greifbar und wurde auch an der CHES-Veranstaltung thematisiert. Anders als in den Naturwissenschaften funktionierten reine bibliometrische Analysen in den Geisteswissenschaften aufgrund der Forschungsthemen und Publikationskanäle schlecht, so die vorherrschende Meinung. Gleichzeitig befänden sich die Geistes- und Sozialwissenschaften in einem institutionellen und forschungspolitischen Umfeld, in dem auf Messkriterien und Bewertungen nicht verzichtet werden könne.

Entsprechend müssten die Fachdisziplinen eigene, ihren Disziplinen angepasste Wege finden, um die relevanten Kriterien herauszufiltern. «Es braucht eine Vielfalt in der Evaluation», so der Genfer Sozialwissenschaftler Alexander Hasgall. Mehrfach wurde darauf hingewiesen, dass Qualität in den Geistes- und Sozialwissenschaften ein «mehrdimensionales Konstrukt» sei, das entsprechende Beurteilungskriterien verlange. Was das im Einzelnen heissen kann, ist im Buch nachlesbar.

Andreas Jucker, Dekan der Philosophischen Fakultät UZH, berichtete über seine Erfahrungen in einem gross angelegten Peer-Review-Projekt über Forschungsarbeiten an englischen Abteilungen deutschsprachiger Universitäten. Sein Fazit: Eine konsistente Bewertung der Qualität sei machbar, aber «sehr aufwendig».

Nutzen von Evaluationen erkannt

Trotz kritischen Voten gegenüber quantitativen Messkriterien, die übrigens auch der Schweizerische Wissenschafts- und Innovationsrat kürzlich formuliert hat, spürte man an der CHES-Veranstaltung eine gewisse

12 Entspannung. Dies hat wohl damit zu tun, dass in den Naturwissenschaften selbst gegenwärtig eine kontroverse Diskussion über die Nützlichkeit von bibliometrischen Messungen der Forschungsleistung in Gange sei, wie Marlene Iseli von der SAGW sagte. Aber auch damit, dass die Geisteswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen den Nutzen von Evaluationen zunehmend erkennen. So braucht es objektivierbare Aussagen zur eigenen Forschungsleistung, um beispielsweise in internationale Forschungsprojekte oder Organisationen hineinzukommen.

Visibilität in der Öffentlichkeit

Hans-Dieter Daniel erläuterte dies am Beispiel der LERU, des Netzwerks forschungintensiver europäischer Universitäten, in das die UZH dank überzeugender bibliometrischer Daten aufgenommen wurde. Evaluationen könnten den Geistes- und Sozialwissenschaften helfen, in der Öffentlichkeit stärker wahrgenommen zu werden und ihre Sichtbarkeit zu erhöhen. Die Herausforderung sei, diese Evaluationen sinnvoll zu nutzen, sagte Alexander Hasgall. Und zu verhindern, dass quantitative Kriterien die Qualitätsdiskussion dominierten, so Gabriele Siegert, Prorektorin Sozial- und Geisteswissenschaften der Universität Zürich.

Zum Autor

Stefan Stöcklin



Stefan Stöcklin hat an der Universität Basel Biochemie studiert und nach dem Studium als Journalist gearbeitet, unter anderem als langjähriger Wissenschaftsredaktor bei der Basler Zeitung. Seit 2014 als Redaktor in der Abteilung Kommunikation der Universität Zürich tätig.

Weitere Informationen

Die ungekürzte Originalversion dieses Artikels finden Sie unter: <http://www.news.uzh.ch/de/articles/2016/assessments-chess.html>

Publikation «Research Assessment in the Humanities»

Ochsner, Michael, Hug, Sven E., Daniel, Hans-Dieter (Eds.): «Research Assessment in the Humanities. Towards Criteria and Procedures», Springer Open, Frühling 2017

Publikation «Qualitäts- und Leistungsbeurteilung in den Geistes- und Sozialwissenschaften: Prinzipien, Ansätze und Verfahren»

Ein Synthesebericht und Stellungnahmen aus den Fachgesellschaften der SAGW
Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2016). Swiss Academies Reports 11 (2)

Weitere Informationen zur Qualitäts- und Leistungsbeurteilung

<http://www.sagw.ch/de/sagw/laufende-projekte/Qualitaet-Leistung.html>

FORS – gestern, heute, morgen

(bk) Professor Georg Lutz ist seit 1. September 2016 Direktor des Forschungszentrums Sozialwissenschaften FORS. Sein Vorgänger und Gründungsdirektor Professor Peter Farago baute FORS zu einem bedeutenden Kompetenzzentrum für Forschende im In- und Ausland aus. Wie wird es nun weitergehen?

BEATRICE KÜBLI Wozu braucht es ein Forschungszentrum wie FORS?

GEORG LUTZ In den Sozialwissenschaften gibt es eine lange Tradition von Forschung in Einzelprojekten. Die Forschenden sicherten ihre Daten selbst und machten sie zugänglich oder nicht. Dies war irgendwann nicht mehr zeitgemäss und es entstanden Datenarchive. Zudem gab es in den letzten 30 Jahren grosse Anstrengungen, vergleichende oder langfristige Forschungsvorhaben in den Sozialwissenschaften aufzubauen und damit die Sozialwissenschaften zu entwickeln. Damit wuchs die Erkenntnis, dass es in der Schweiz eine neue Institution braucht, um solche Vorhaben zu bündeln und langfristig

«Wir müssen neue Wege finden, wie wir unsere Erhebungen durchführen können.»

zu sichern. Aus dieser Überlegung heraus wurde 2008 FORS gegründet. Das Zentrum bietet heute die Infrastruktur für international vergleichende Umfragen und für Umfragen, die sich über einen Zeithorizont von zehn oder mehr Jahren ziehen. Weiter erfüllt FORS die Verpflichtungen, Forschungsdaten zu sammeln und zur Verfügung zu stellen. Es braucht eine zentrale Stelle, welche die Datenaufbereitung und die Datendokumentation organisiert und die Standards festlegt.

BK Wie hat sich FORS in den letzten Jahren entwickelt?

GL Vom Grundgedanken ist FORS nicht gross abgewichen. Aber die technische Infrastruktur hat sich stark verändert. Vor 20 Jahren wurden noch Disketten herumgeschickt, jetzt können alle Datensätze online abgerufen werden. Die zweite grosse Änderung betrifft die Art, wie Umfragen gemacht werden. Früher gehörten Telefon-

«Wichtig sind die Strukturierung der Daten und die Dokumentation der Erhebungsmethode.»

umfragen zum Standard. Heute ist es weit schwieriger, via Telefon an Antworten zu kommen. Viele Leute sind nicht mehr bereit am Telefon zu antworten und fühlen sich belästigt. Hinzu kommt, dass junge Leute keinen Festnetzanschluss mehr haben. Da läuft alles über das Handy. Diese Nummern sind in der Regel nicht registriert. Wir müssen neue Wege finden, wie wir unsere Erhebungen durchführen können. Immer mehr Umfragen finden im Internet statt. Dies bedingt verschiedene Anpassungen, denn Umfragen müssen nun so konzipiert sein, dass sie auch auf mobilen Geräten ausgefüllt werden können. Zudem sind nicht alle Bevölkerungsgruppen dort vertreten. Dadurch besteht die Gefahr, dass Resultate verzerrt werden. Es braucht darum vermehrt begleitende Methodenforschung.

BK Ist es möglich, eine Studie zu machen und seine Daten erst anschliessend bei FORS zu registrieren?

GL Ja, grundsätzlich schon, aber der Aufwand, um die Daten in die vorgegebene Form zu bringen, ist dann meist höher. Wir versuchen die Forschenden darauf zu sensibilisieren, von Anfang an an die Datensicherung zu denken. Es ist einfacher, wenn die Daten mit dem Bewusstsein erhoben werden, dass sie anschliessend für andere aufbereitet und von anderen genutzt werden. Wichtig sind die Strukturierung der Daten und die Dokumentation der

Erhebungsmethode. Schwierigkeiten ergeben sich vor allem, wenn Forschende einfach mal Daten sammeln, ohne sich genau zu überlegen, wie sie die Daten auswerten wollen. Wenn sie dann zwei Jahre später dokumentieren müssen, wie sie vorgegangen sind, wird der Aufwand sehr gross. Deshalb beraten wir auch Forschende und zeigen ihnen, was es braucht, um ein Forschungsvorhaben von Anfang an strukturiert zu planen.

BK Was waren die Höhepunkte von FORS?

GL Ein Meilenstein war die Einführung eines neuen Informatiksystems für das Datenarchiv. Wir haben das Programm (FORSbase) über mehrere Jahre entwickelt und dabei darauf geachtet, dass es der Arbeitsweise von Forschenden entspricht. Das neue System, welches nun seit

«Ein Ziel von FORS ist es, solches Wissen zu bündeln und weiterzugeben, einen Kompass zu schaffen für die quantitative Sozialforschung in der Schweiz.»

Frühling 2016 läuft, ist viel bedürfnisgerechter als das bisherige. Zudem ist der Abschluss jeder Umfrage ein Höhepunkt. Wir führen vermehrt auch Teile von Umfragen oder ganze Umfragen selber durch. Damit können wir die Qualität selber kontrollieren und es liefert auch viel Know-how, das dann für andere Projekte eingesetzt werden kann. Ein Ziel von FORS ist es, solches Wissen zu bündeln und weiterzugeben, einen Kompass zu schaffen für die quantitative Sozialforschung in der Schweiz. Die Forschenden können so auf diese Erfahrung zurückgreifen und müssen eigene Studien nicht von null auf selber konzipieren.

BK Wie wird sich FORS Ihrer Ansicht nach weiterentwickeln?

GL Die grösste Herausforderung sehe ich im technischen Wandel einerseits und auf konzeptioneller Ebene andererseits. Die Datenmenge, aber auch die Datennutzung wird in den Sozialwissenschaften stark zunehmen. Bisher gab es in der Umfragemethodik relativ klare Qualitätsregeln. In Zukunft muss eine sehr viel grössere Vielfalt von Daten gehandhabt werden. Zudem werden die Daten aus verschiedenen Quellen stammen, beispielsweise aus Twitter oder Google. Hier stellt sich die Frage, was solche Daten aussagen können und was nicht. Generell wird es einfacher und günstiger, Daten zu produzieren, aber die Standards für die Verwendung fehlen, und das bedeutet, dass

die Ergebnisse nicht ohne weiteres reproduziert werden können.

BK Sind die Sozialwissenschaftler überhaupt bereit, ihre Daten zur Verfügung zu stellen?

GL Es gibt immer noch diese Grundangst, die Forschungsdaten zu teilen. Und solche Forschende finden viele, bisweilen auch legitime Gründe, weshalb das nicht möglich ist; die Befragten zu schützen beispielsweise. Es ist auch verständlich, dass die Forschenden ihre Daten zuerst für sich nutzen wollen, aber wenn die Daten innerhalb von zwei Jahren nicht ausgewertet sind, sollten sie anderen zugänglich gemacht werden. Es braucht einen Kulturwandel, und der zeichnet sich auch ab. Gerade mit grösseren Projekten wächst die Einsicht, dass es einen Mehrwert gibt, wenn andere mitarbeiten und helfen, die Daten auszuwerten. Hinzu kommt, dass der Aufwand gross ist, um selbst die Daten zu pflegen und langfristig verfügbar zu machen. Und einige Zeitschriften verlangen, dass die den Artikeln zugrunde liegenden Daten zugänglich sind. Diese Dienstleistung kann FORS übernehmen.

BK Was kostet das die Forschenden?

GL Die Daten können kostenlos deponiert und auch kostenlos heruntergeladen werden.

BK Und wer finanziert FORS?

GL Wir haben drei Standbeine: Die Umfrageprojekte werden vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanziert, die Datendienstleistungen vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI). Zudem erhalten wir über die Universität Beiträge vom Kanton Waadt. Wir bemühen uns aber auch um Drittmittel. So beteiligten wir uns zusammen mit dem Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA) und dem Befragungsinstitut LINK 2015 an der Ausschreibung der Bundeskanzlei für

«Es braucht einen Kulturwandel, und der zeichnet sich auch ab.»

die Umfragen und Analysen des Stimmverhaltens nach jeder Abstimmung. Wir erhielten dieses Mandat und führen seit Herbst 2016 die ehemaligen VOX-Analysen nun unter dem Namen VOTO-Studien durch. Wenn international anerkannte Standards befolgt werden und die Daten öffentlich zugänglich sind, kann sich FORS an solchen Studien beteiligen und damit auch einen Mehrwert für die Forschergemeinschaft bieten.

BK Sie sind neuer Direktor von FORS. Was sind Ihre nächsten Schritte?

GL Eine grosse Aufgabe wird es sein, unsere Finanzierung langfristig zu sichern, da wir die Beiträge nun bis 2020 zugesprochen erhalten haben, darüber hinaus der Finanzierungsmodus aber unklar ist. Wichtig dafür ist sicher, das Verständnis für Infrastrukturen weiter zu fördern. Langfristig angelegte Forschung oder auch grosse

«Wichtig dafür ist sicher, das Verständnis für Infrastrukturen weiter zu fördern.»

internationale vergleichende Forschungsprojekte brauchen eine andere Finanzierung und andere Strukturen als kleine Einzelprojekte. Dies kostet etwas, bietet aber auch einen Mehrwert für die Forschung, der grösser ist als die Summe vieler kleiner Einzelprojekte. Zudem müssen wir permanent die Art, wie wir Umfragen durchführen, reflektieren und den sich rasch verändernden technischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten anpassen, um die hohe Qualität zu sichern.

BK Ist das geplante «Data and Service Center for the Humanities (DaSCH)» für Sie eine Konkurrenz?

GL Nein, keinesfalls! Das DaSCH fokussiert auf eine andere Disziplin, und für uns ist es ein wichtiger Ansprechpartner, um gemeinsames Know-how und wenn immer möglich Synergien zu nutzen. Zudem fördert es

«In der Forschung kann mit Zwang wenig erreicht werden, man muss überzeugen.»

das Verständnis dafür, dass der Aufbau von Forschungsinfrastrukturen eine wichtige Aufgabe ist. Das DaSCH funktioniert wie eine Online-Bibliothek, um Wissen zu speichern und anzubieten. Da gehören auch Bilder, Filmmaterial und archäologisches Material dazu. Es braucht neue Strukturen, um Daten langfristig zu sichern und zur Verfügung zu stellen.

BK Wenn Sie sich etwas wünschen dürften für FORS – ausser Geld: Was wäre das?

GL Wenn ich könnte, würde ich das Verständnis der Forschenden in den Sozial- und Geisteswissenschaften für

die Notwendigkeit von Forschungsinfrastrukturen und gemeinsamen Forschungsvorhaben herbeizubringen. Das wäre dann die Basis, um gemeinsam die Disziplin zu entwickeln. In der Forschung kann mit Zwang wenig erreicht werden, man muss überzeugen. Wahrscheinlich ist es auch eine Generationenfrage. Ich denke, in einigen Jahren sind wir so weit, dass für Forschende nicht mehr das Monopol, also der exklusive Datenzugang, im Zentrum steht, sondern die Zusammenarbeit. Die Naturwissenschaften sind hier schon weiter. Für sie ist die Zusammenarbeit in grossen internationalen Projekten bereits eine Selbstverständlichkeit. Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben noch Aufholbedarf.

Zum Interviewpartner

Georg Lutz



Dr. Georg Lutz ist Direktor des Forschungszentrums Sozialwissenschaften FORS in Lausanne sowie Professor für Politikwissenschaft an der Universität Lausanne. Zuvor war er mehrere Jahre Projektleiter der Schweizer Wahlstudie Selects. Er forscht und lehrt zu politischen Institutionen und politischem Verhalten in vergleichender Perspektive sowie zu Schweizer Politik und Umfrageforschung.

Weitere Informationen

www.forscenter.ch

In Kürze

16 Die Schweiz kann wieder vollumfänglich an Horizon 2020 teilnehmen

Das Kroatien-Protokoll wird ratifiziert. Dies entschied der Bundesrat Mitte Dezember, nachdem das Parlament das Ausführungsgesetz zu Art. 121a BV verabschiedet hatte. Dadurch sei die zuvor von den eidgenössischen Räten gestellte Bedingung erfüllt. Am 20. Dezember 2016 gab die Europäische Kommission bekannt, dass die Schweiz ab 1. Januar 2017 wieder vollumfänglich am europäischen Forschungsrahmenprogramm Horizon 2020 assoziiert ist. Nun können sich Schweizer Forschende wieder vollumfänglich an den durch das Programm finanzierten europäischen Forschungsprojekten beteiligen. Die Schweizer Hochschulen und Institutionen der Forschung sind erleichtert über diesen Entscheid, der für den Erfolg des Wissensplatzes Schweiz von grösster Bedeutung ist, und dankbar, dass der Bundesrat die Tragweite für die Schweizer Wissenschaft und Forschung erkannt hat.

Entlastung beim BFI-Sparanteil

Der Nationalrat will die Sparmassnahmen im Bereich Bildung, Forschung und Innovation (BFI) in den Jahren 2017–2019 an die aufgestockte BFI-Botschaft 2017–2020 anpassen. Damit folgt die grosse Kammer dem Ständerat, der den BFI-Anteil am Stabilisierungsprogramm 2017–2019 bereits in der Herbstsession entsprechend reduziert hatte. Die Hochschulen und Forschungsinstitutionen müssen in den Jahren 2017–2019 nun noch 196 Mio. Franken anstatt der vom Bundesrat geplanten 485 Mio. einsparen.

Budget 2017

Die Finanzkommissionen beider Räte beantragten, das Bundesbudget 2017 an die Beschlüsse zur BFI-Botschaft und zum Stabilisierungsprogramm 2017–2019 anzupassen und die Kredite aufzustocken. Nach langen Verhandlungen bestätigte eine Mehrheit der National- und Ständeräte im Voranschlag für das Jahr 2017 die zusätzlichen Mittel für Bildung, Forschung und Innovation (BFI). Im kommenden Jahr sollen der ETH-Bereich zusätzliche 40 Mio. Franken und die Universitäten zusätzliche 14 Mio. Franken erhalten; die Mittel für die Fachhochschulen und die Forschungseinrichtungen sollen um je 10 Mio. aufgestockt werden. Die finanziellen Mittel zugunsten der Hochschulen und der Institutionen der Forschung werden damit im kommenden Jahr um insgesamt 74 Millionen Franken erhöht.

Bund und Kantone festigen Zusammenarbeit

Der Bund und die Kantone unterzeichneten eine Vereinbarung über die Zusammenarbeit im Bildungsraum Schweiz. Die Vereinbarung regelt die Grundsätze der Zusammenarbeit und vereinfacht die Gremienstruktur im Bildungsbereich. Sie basiert auf dem bereits verabschiedeten Bildungszusammenarbeitsgesetz (BiZG). Die Vereinbarung und das BiZG treten am 1. Februar 2017 in Kraft, wie das «Netzwerk FUTURE» berichtete.

Keine Änderung des Sprachengesetzes

Der Bundesrat verzichtet auf eine Bundesregelung für den Sprachenunterricht an der Volksschule. Angesichts der Entscheide der letzten Monate auf kantonaler Ebene sind für ihn

die Voraussetzungen für eine Regelung auf Bundesebene zurzeit nicht gegeben. Er beauftragt das Eidgenössische Departement des Innern, gemeinsam mit den Kantonen die Situation neu zu beurteilen, sollte ein Kanton entscheidend von der harmonisierten Lösung in der Sprachenfrage abweichen.

Evaluation des Schweizer Forschungs- und Innovationssystems

Der Bundesrat hat an seiner Sitzung vom 16. November 2016 den Bericht «Evaluation der Leistungsfähigkeit des Schweizer Forschungs- und Innovationssystems» verabschiedet. Die Schweiz nimmt in Forschung und Innovation im Ländervergleich mit anderen starken Volkswirtschaften eine gute Position ein und kann mit führenden Innovationsregionen mithalten.

Besserer Weiterbildungszugang

Der Bundesrat hat im November das Eidgenössische Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF beauftragt, bis Ende April 2017 Konzepte für die finanzielle Unterstützung von Weiterbildungen zu entwickeln und damit zur Umsetzung der Fachkräfteinitiative beizutragen. Die Instrumente sollen sich an geringqualifizierte Erwerbstätige und insbesondere ältere Arbeitnehmende richten.

SNF: Neuer Präsident und neue Mitglieder im Forschungsrat

Der Stiftungsratsausschuss des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) hat Matthias Egger zum neuen Präsidenten des Nationalen Forschungsrats gewählt. Der interna-

17 tional renommierte Epidemiologe ist Leiter des Instituts für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Bern und seit 2010 Mitglied des Nationalen Forschungsrats. Matthias Egger tritt die Nachfolge von Martin Vetterli per 2017 für eine erste Amtsperiode bis 2020 an.

Weiter hat der Stiftungsratsausschuss neue Mitglieder des Forschungsratspräsidiums sowie neue Forschungsrätinnen und -räte gewählt. Per 1. Januar 2017 ist Ola Söderström von der Universität Neuenburg Präsident der Abteilung Geistes- und Sozialwissenschaften des SNF. Er folgt in diesem Amt auf Paul Schubert von der Universität Genf. Neu gewählte Forschungsratsmitglieder in der Abteilung Geistes- und Sozialwissenschaften sind Véronique Dasen von der Universität Freiburg, im Bereich Altertumswissenschaften als Nachfolgerin von Paul Schubert und Danièle Tosato-Rigo von der Universität Lausanne, im Bereich Geschichtswissenschaften als Nachfolgerin von Jon Mathieu von der Universität Luzern.

Führungswechsel bei der EDK

Die Zürcher Regierungsrätin Silvia Steiner wurde zur neuen Präsidentin der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) gewählt. Sie wird das Amt per 1. Januar 2017 vom Basler Regierungsrat Christoph Eymann übernehmen. Neue EDK-Generalsekretärin wird Susanne Hardmeier. Sie ist aktuell stellvertretende Generalsekretärin und übernimmt per 1. April 2017 das Amt von Hans Ambühl, der in den Ruhestand treten

Akademien der Wissenschaften Schweiz Académies suisses des sciences

Regionalliga oder Champions League?

This Rutishauser, Kommunikationsleiter der Akademien
der Wissenschaften Schweiz

Der direkte Zugang zu Fördermitteln der Europäischen Union bringt für die Schweizer Forschung Prestige, Netzwerk und die Wissenschaftler der Champions League in die Schweiz.

«Es macht einen grossen Unterschied, ob der FC Basel gegen Vaduz oder in der Champions League gegen Chelsea spielt.» Urs Baltensperger ist unter anderem auch Präsident des Fachausschusses Internationale Zusammenarbeit des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Er weiss: 90 Prozent der erfolgreichen ERC-Anträge aus der Schweiz erhielten vorher die Unterstützung des SNF. Das Trainingsumfeld in der Schweiz ist also nicht schlecht.

An einem Podium «Liegt der Forschungsplatz Schweiz in Europa?» der Akademien der Wissenschaften Schweiz und der Jungen Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften diskutierten aber nicht nur die arrivierten Schweizer Forscher. Vielmehr interessier-

«In Europa habe ich wichtige Kontakte für meine Karriere knüpfen können. Und diese Kontakte sind heute zentral für die Beschaffung von Forschungsgeldern.»

Dr. Nathalie Giger
Assistenzprofessorin, Département de Science politique
et relations internationales, Universität Genf

ten Meinung und Perspektiven der Jungforschenden. Gleich nach dem Nationalfonds rangieren europäische Fördergefässe an zweiter Stelle, trotz viel grösserem Wettbewerb. Die Forscher auf dem Podium waren sich einig, dass ein zusätzlicher Effort aber auch positive Nebeneffekte bringe: Wissenschaft ist dann erfolgreich, wenn man sich mit den Besten misst oder mit ihnen kooperiert.

Hartnäckige Jungforscher

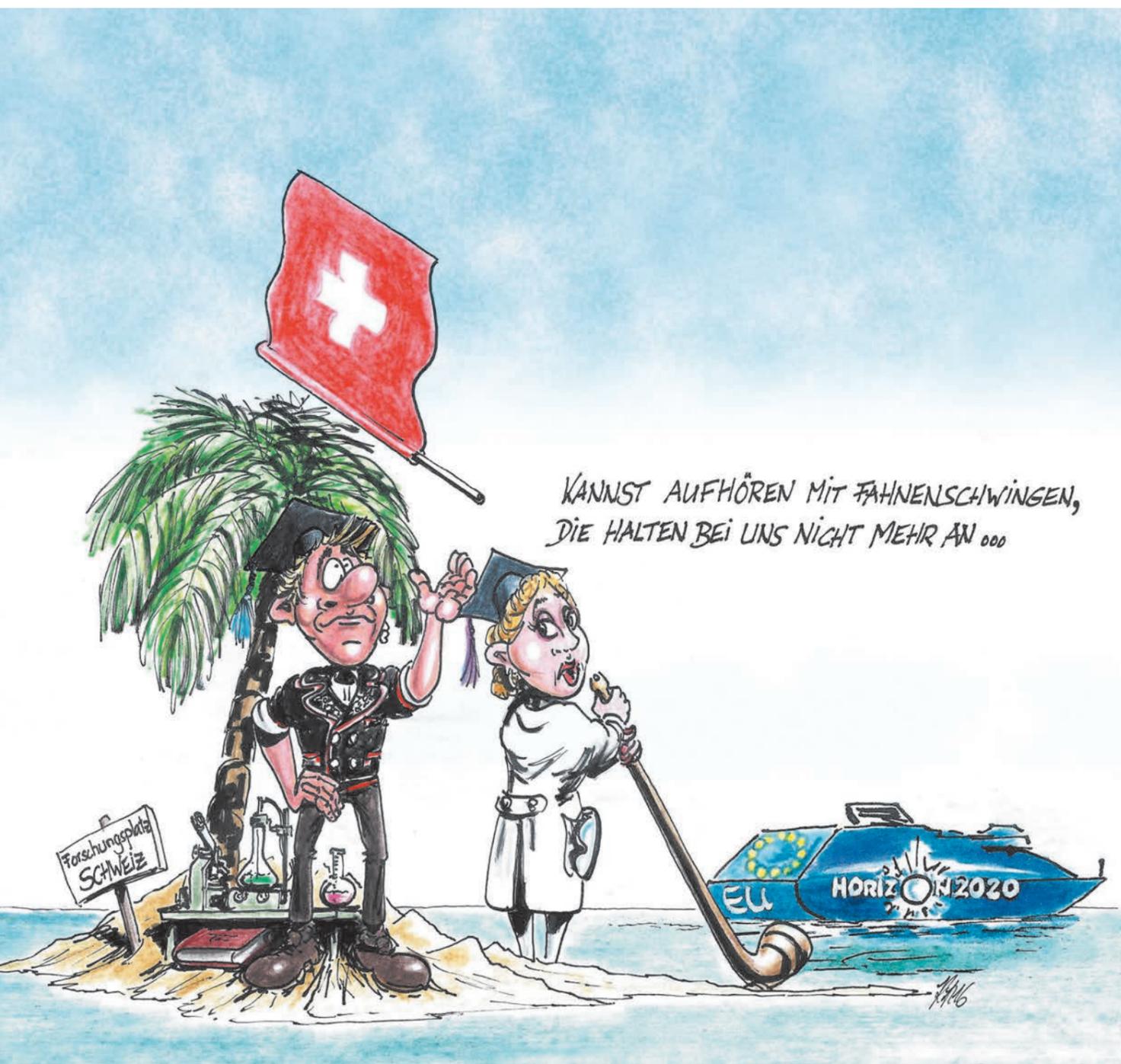
Die Jungen gaben sich hartnäckig und optimistisch, wie der Freiburger Professor für kognitive Biopsychologie Björn Rasch: «Ich profitiere sehr stark von der europäischen Förderung durch mein ERC-Projekt.» Auch die Genfer Assistenzprofessorin für Politikwissenschaften und Internationale Beziehungen Nathalie Giger würde nach Auswegen suchen. «Europa und die internationalen Kontakte waren wichtig für meine Karriere.» Doch fielen die strukturellen Herausforderungen in der Schweiz mit einem Mangel an Oberassistenten- und Postdoc-Stellen ebenso ins Gewicht. «Europa ist für unsere Forschung essenziell», bilanziert Hans Jakob Wörner. Der Professor für physikalische Chemie an der ETH Zürich könnte sich seine Forschung ohne die Zusammenarbeit mit Partnern in Deutschland, Spanien und Skandinavien und ohne europäische Unterstützung und Kooperationen nicht vorstellen. Und genau für solche Projekte bieten die Programme der EU die besten Rahmenbedingungen. «Wir Forscher wollen in erster Linie unsere Forschung machen», sagt Rasch.

Zum Autor

This Rutishauser



Dr. This Rutishauser ist Leiter Kommunikation der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Er studierte Geographie, Geschichte und Erdwissenschaften in Bern, Stockholm und Barcelona. Seit 1999 arbeitete er als Lokalreporter für verschiedene Zeitungen und Texte in einer Kommunikationsagentur sowie als Kommunikationsbeauftragter an der ETH Zürich.



Balzan Lecture 2016

20

(mi) Pascale Cossart, Balzan-Preisträgerin 2013, hielt am 14. Dezember an der EPFL in Lausanne einen Vortrag über ihr Fachgebiet «Infektionskrankheiten, Grundlagenforschung und klinische Aspekte».

Sie konnte aufzeigen, dass *Listeria* und andere Bakterien eine Reorganisation des Aktin-Zytoskelettes und der Zellmembran der Wirtszelle bewirken und dadurch die bakterielle Invasion ermöglichen. Anlässlich der Balzan Lecture wurde deutlich, wie weit der Erkenntnisprozess der Forschergruppe rund um Pascale Cossart über den Weg vom Keim zur Infektionskrankheit – vom Saprophyten zur Virulenz – bereits fortgeschritten ist.

Aussergewöhnlich war auch die Konstellation der Vortragenden: Drei Frauen – Pascale Cossart, Melanie Blokesch und Gisou van der Goot – führten das hoch spezialisierte Publikum durch ihre neusten Erkenntnisse rund um die Infektionskrankheiten Listeriose und Cholera.



Gisou van der Goot (links), Pascale Cossart und Melanie Blokesch (rechts).

Weitere Informationen

Publikation «Thinking about Liberty: an Historian's Approach»

Die Akten der Annual Balzan Lecture, die Quentin Skinner, Balzan-Preisträger 2006 für Geschichte und Theorie des politischen Denkens, am 15. Juni 2015 an der Accademia Nazionale dei Lincei in Rom gehalten hatte.

7. Folge der Annual Balzan Lectures, Verlag Leo S. Olschki, 2016
<http://www.balzan.org/de/dokumente/11211-de/>

www.balzan.org

Mit Neugierde, Notizblock und Kugelschreiber

(fs) Was haben Forscher und Kinder gemeinsam? Es sind Neugierde, Lust am Lernen und Durchhaltevermögen. Mit diesen Eigenschaften haben jedenfalls die drei Schulkinder Mawada, Anusha und Jan beeindruckt, als sie am Nationalen Zukunftstag das Haus der Akademien besuchten.

Der Zukunftstag selber ist auch eine junge Erfolgsgeschichte: Vor 15 Jahren gingen erstmals Töchter mit dem Vater einen Tag zur Arbeit. Das Ziel der Kampagne war, Mädchen genügend Einblicke in Männerberufe zu gewähren. Bald wollten auch Buben die Berufswelt, etwa die ihrer Mütter, kennen lernen. Im Jahr 2010 mutierte der Vater-Tochter-Tag zum Zukunftstag, seither engagieren sich schweizweit Schulen, Firmen und Organisationen für den Nachwuchs: Kinder von der 5. bis 7. Klasse sammeln jeweils Eindrücke in unterschiedlichen Berufen.

Vom Archiv bis zum Dachstock

So auch Mawada, Anusha und Jan – das Trio schlüpfte für acht Stunden in die Rolle von Jungjournalisten. Sie durchstreiften ausgerüstet mit Notizblock und Kamera das Haus: Dabei entdeckten die Kinder etwa das Archiv im Keller. Das war für die Wissensdurstigen doch etwas unheimlich mit dem schummrigen Licht. Und es roch nach Papier. Umso besser roch es im Dachstock, dem hellen Aufenthaltsraum der Akademien, denn am Mittag gab es für Mawada, Anusha und Jan dort warme Pizza.

Die kindliche Offenheit für alles Neue und ihr fröhliches Lachen brachte die Erwachsenen dazu, aus ihrem Berufsalltag zu erzählen. Die Kinder notierten eifrig alles mit. Dabei zeigten sie Durchhaltevermögen und liessen sich von der Menge an Informationen nicht verwirren. Jan hatte die Aufgabe, als Fotograf alles zu dokumentieren. Am späteren Nachmittag schrieben die Kinder ihre Eindrücke zu einer Reportage zusammen: «In dem Haus



Christine Kohler (l.) erklärt Mawada und Anusha (r.), wie abgerechnet wird.

der Akademien gibt es sechs Etagen. In jeder beschäftigen sich Leute mit unterschiedlichen Themen. Zum Beispiel: Medizin, Naturwissenschaft, sowie Geistes- und Sozialwissenschaft ...»

Leben in einem klugen Haus

Zum Schluss setzten sie über ihr Tageswerk einen Titel – «Leben in einem klugen Haus» – noch am gleichen Tag konnte das Kommunikationsteam der Akademien der Wissenschaften Schweiz die Kinder-Reportage auf die Homepage aufschalten: <http://www.akademien-schweiz.ch/index/Aktuell/Zukunftstag-2016.html>

Am 7. November 2016 war das Haus der Akademien eindeutig in Kinderhand. Mancher Erwachsene hat sich dabei mit Wehmut an seine eigene Kindheit erinnert – obwohl ihnen Neugierde, Lust am Lernen und Durchhaltevermögen geblieben sind.

21



Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit

Juliane Schröter, Deutsches Seminar der Universität Zürich
Martin Luginbühl, germanistische Linguistik,
Universität Basel

Wer sich in journalistischen Massenmedien über Geisteswissenschaften informieren will, sucht im Ressort «Wissenschaft» meist am falschen Ort. Geisteswissenschaften tauchen in der Berichterstattung oft dort auf, wo man sie nicht unbedingt erwarten würde.

Die Berichte über Geisteswissenschaften sind nicht nur über die Ressorts verteilt, die Darstellung der Forschenden und ihrer Aussagen unterscheidet sich auch von derjenigen der Naturwissenschaften. Beides hat mit journalistischen Praktiken zu tun, aber auch damit, wie sich Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler präsentieren lassen. Dies sind zwei der zentralen Ergebnisse der internationalen Tagung «Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit – linguistisch betrachtet» am Deutschen Seminar der Universität Basel.

Bewertung aktueller Themen

Entgegen der verbreiteten Vorstellung, in der massenmedialen Berichterstattung würden Geisteswissenschaften eine Randexistenz führen, zeigten die neun Tagungsvorträge von Forschenden aus der Schweiz, aus Deutschland und aus Österreich ein anderes Bild: Geisteswissenschaften sind zwar in den klassischen Wissenschafts-Ressorts bzw. -Sendeformaten unterrepräsentiert, sie kommen aber oft dort vor, wo gesellschaftlich aktuelle Themen bewertet, eingeordnet und gedeutet werden. Damit erscheinen sie häufig in meinungsbetonten Zusammenhängen, wo sie «Orientierungswissen» liefern (sollen).

Nicht als Wissenschaft dargestellt

Obwohl die Tagungsvorträge unterschiedliche Themen, Medien und Kommunikationsformen fokussierten – Zeitungen, Zeitschriften, Radiointerviews, Podcasts, Wissenschaftssendungen am Fernsehen, Kinder-Uni-Bücher, Universitätsmagazine etc. –, sind ihre Befunde auch in anderen Hinsichten überraschend einheitlich: Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sprechen in

den Massenmedien oft nicht über ihre eigene Forschung im engeren Sinn; sie schaffen es deshalb auch nicht immer, die Kernthemen ihrer Disziplin in den Vordergrund zu rücken, und sie werden häufig nicht mit den aus der Berichterstattung über Naturwissenschaften bekannten Mitteln dargestellt. So werden sie z. B. häufiger nicht als «Wissenschaftler» oder «Forscherin», sondern mit dem Namen bezeichnet, sie werden nicht am Arbeitsort, sondern in anderen Umgebungen gezeigt, oder die Methoden, die sie verwenden, werden nicht thematisiert. Damit rückt ihre Darstellung in die Nähe derjenigen von Laien mit Erfahrungswissen. Zugespitzt formuliert: Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler werden gerne als Individuen präsentiert, deren professionelle Autorität zwar betont wird (etwa durch die Nennung einer universitären Affiliation), die ansonsten aber vor allem einfach «wissen» und mit diesem Wissen gesellschaftliche Phänomene bewerten können. In vielen massenmedialen Beiträgen werden sie dabei entweder dahingehend funktionalisiert, dass sie etablierte Meinungen kurz bestätigen oder aber verbreiteten Einstellungen diametral widersprechen.

Besonderheiten der Kommunikation

Diese zwei zentralen Befunde – die Platzierung ausserhalb der eigentlichen Wissenschafts-Berichterstattung und die oft nicht wissenschaftliche Kontextualisierung – wurden auch in einer öffentlichen Podiumsdiskussion kritisch beleuchtet. Neben einem Vertreter der SAGW diskutierten drei Journalistinnen bzw. Journalisten mit den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern über die mediale Präsenz der Geisteswissenschaften. Zur Sprache kamen dabei Besonderheiten der Kommunikation über geisteswissenschaftliche Forschungen wie beispielsweise der Umstand, dass diese oft allgemein bekannte, vertraute Gegenstände betreffen, mit denen auch das nicht wissenschaftliche Publikum Erfahrungen hat, woraus sich für die Artikulierung von Expertenwissen besondere Probleme ergeben, oder auch die historisch gewachsenen, aber durchaus





unterschiedlichen öffentlichen Rollen der/s Gelehrten, Intellektuellen und Forschenden, die Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler gleichermaßen bedienen können.

Selbst die Initiative ergreifen

Es zeichnete sich ein Konsens darüber ab, dass geisteswissenschaftliche Themen denselben journalistischen Kriterien genügen müssen wie alle anderen Themen, wenn sie journalistische Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Für die konkrete Zusammenarbeit zwischen Medien und Wissenschaft ergab sich in der Diskussion, dass die Seite der Medien durchaus offen dafür ist, auf Wünsche der Forschenden einzugehen, dass diese Möglichkeit, die mediale Darstellung der eigenen Person und Aussagen zu beeinflussen, aber von den Forschenden (noch) nicht immer ausgeschöpft wird.

Zu den Autoren

Juliane Schröter



Dr. Juliane Schröter ist Privatdozierende für Deutsche Sprachwissenschaft und Oberassistentin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Pragmatik, linguistischen Kulturanalyse, Text- und Diskurslinguistik und Neueren Sprachgeschichte. Für die externe Kommunikation der Geisteswissenschaften

Martin Luginbühl



© Nikl Hunger

setzt sie sich seit mehreren Jahren u. a. mit dem Linguistik-Podcast «angesprochen» und als Vorstandsmitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Zürich ein.

Dr. Martin Luginbühl ist Full Professor für germanistische Linguistik an der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Medienlinguistik, linguistische Kulturanalyse, Textlinguistik, Gesprächsanalyse und Deutschdidaktik. Zurzeit ist er Präsident der Vereinigung für Angewandte Linguistik in der Schweiz und Vorstandsmitglied der

Weitere Informationen

Die Tagung «Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit – linguistisch betrachtet» fand am 17. und 18. November 2016 am Deutschen Seminar der Universität Basel statt und wurde von Prof. Dr. Martin Luginbühl (Basel) und PD Dr. Juliane Schröter (Zürich) organisiert.

Weitere Aspekte der Tagung werden in den kommenden Bulletins thematisiert.

Innovationsstärke der Schweizer Lebensqualitätsforschung

(mz/lb/Mike Martin) Weltweit wird Lebensqualität im Gesundheitswesen eine zunehmend wichtigere Zielgrösse. Um die Führungsrolle von Expertinnen und Experten der Lebensqualitätsforschung in der Schweiz bei der theoretischen Weiterentwicklung des Lebensqualitätskonzepts, der Lebensqualitätsmessung und der Lebensqualitätsförderung sichtbar zu machen, hat die SAGW 2016 eine dreiteilige Workshop-Reihe in Zürich, Genf und Bern durchgeführt.

Bisher bestand ein Kernproblem der Lebensqualitätsmessung darin, dass es keine weitreichende Einigung darauf gab, die Lebensqualität zu einer zentralen Zielgrösse der Gesundheitsversorgung zu machen. Mit der Verpflichtung von über 180 Ländern, einschliesslich der Schweiz, auf das von der WHO 2016 publizierte Modell des Healthy Aging liegt jedoch nun erstmals ein internationaler Konsens zur Bestimmung von Lebensqualität vor. Das zweite Kernproblem der Lebensqualitätsmessung bestand bisher darin, dass individualisierte und dynamische Zielgrössen nicht objektiv und ökonomisch in der Gesamtbevölkerung erfasst und ausgewertet werden konnten. Mit der raschen Verbreitung von technischen Möglichkeiten der gering invasiven Aktivitätsmessung, der verfügbaren Datenspeichermöglichkeiten und dem Aufkommen einer neuen Forschungsrichtung der kausalen Aktivitäten-Analytik ist erstmals die individualisierte und kontextualisierte Lebensqualitätsmessung im grossen Stil möglich.

Damit gewinnen die in der Schweiz geleisteten Arbeiten im Bereich der systematischen Konzeption, Messung und Förderung von Lebensqualität in allen Altersbereichen eine zentrale Bedeutung für die Verbesserung von Lebensqualität und Gesundheit der Schweizer Bevölke-

25
rung in den kommenden Jahren. Dies haben die drei national herausragend besetzten Workshops der SAGW eindrücklich zeigen können. Als Gesamtergebnis der Workshops und Diskussionen lässt sich festhalten:

Durch Zusammenarbeit zur internationalen Führungsrolle

Es gibt in der Schweiz eine kritische Masse von Expertinnen und Experten, die sich auf die Entwicklung moderner Konzepte und Messverfahren zur Objektivierung der kontextsensitiven Erfassung von Lebensqualitätsprofilen spezialisiert haben und international eine Vorreiterfunktion übernehmen. Um möglichst schnell Lebensqualität als Zielgrösse der Gesundheitsversorgung etablieren zu können, sollten diese Kräfte gestärkt werden. Es gibt insbesondere die Möglichkeit, durch eine Verstärkung der Zusammenarbeit zwischen Sozial-, Geistes- und Ingenieurwissenschaften eine internationale Führungsrolle im Bereich der Lebensqualitätsmessung und -förderung einzunehmen.

Zukunftsinvestitionen in Forschungsstrukturen

Um die Lebensqualität der Bevölkerung in der Schweiz zu verbessern, sind Zukunftsinvestitionen in Forschungsstrukturen erforderlich, die den historisch neuartigen Entwicklungen seitens der WHO und der Technologieentwicklung Rechnung tragen. Zu den drei wichtigsten Investitionen gehören (a) der Aufbau von analytischen Kompetenzen zur Extraktion lebensqualitätsrelevanter Informationen aus der Kombination von Aktivitätsdaten und Eigenschafts- und Fähigkeitsdaten, also Kapazität für «Qualities in Life Activity Analytics», (b) die Validierung und Einigung auf Standards für die Erfassung von Lebensqualitätsprofilen, ihre kostengünstige Verfügbar-



Erste Erfahrungen in der Umsetzung der Open-Access-Strategie der SAGW

26 machung und die Wirksamkeitsprüfung von Interventionen mit Forschungsdesigns im Einklang mit der Healthy-Aging-Definition der WHO sowie (c) die Förderung der interdisziplinären Zusammenarbeit auf international wettbewerbsfähigem Niveau zwischen Lebensqualitätsforschenden der Geistes- und Sozialwissenschaften, Entwicklern von Lebensqualitätsanalytik, bestehenden Datensammlungen wie etwa bei FORS, Ingenieuren, Klinikern und Versorgern, ausgerichtet am gemeinsamen Ziel der Verbesserung der Lebensqualität in der Schweiz.

Auswirkungen auf die Schweizer Gesundheitsforschung

Dies wären wirkliche Zukunftsinvestitionen, weil sie der Entwicklung neuer Forschungsgebiete in der Aktivitäten-Analytik nachhaltig Rechnung tragen, die bisher nebeneinander bestehenden Forschungskompetenzen zu einem zielorientierten Strang koordinieren und die internationale Führungsrolle der Schweiz in der innovativen Le-

bensqualitäts- und Gesundheitsforschung ausbauen würden. Nicht zuletzt würden sie die Gesundheitsforschung in der Schweiz durch systematische Individualisierung auf den aktuellen Stand der technischen und analytischen Möglichkeiten bringen, die Geistes- und Sozialwissenschaften im europäischen Wettbewerb einen Vorteil verschaffen, und versprechen enorme Effizienzgewinne für Forschung und Interventionen.

(ib) Am 19. September 2016 hat der Vorstand der SAGW die neue Open-Access-Strategie der SAGW verabschiedet. Im Dezember wurden die reglementarischen Grundlagen der Akademie für die Periodika-Förderung entsprechend angepasst. Nach rund drei Monaten können wir feststellen, dass die Strategie bereits ein gewisses Echo ausgelöst hat.

Das Generalsekretariat konnte verschiedene Gespräche mit Herausgeberschaften und Verlagen führen, wobei deutlich wurde, dass insbesondere die Sperrfrist von 12 Monaten noch Überzeugungsarbeit verlangt. Der Handlungsbedarf ist nach wie vor gegeben, wie eine Durchsicht der vorhandenen digitalen Angebote der 68 durch die Akademie 2016 geförderten Zeitschriften und Reihen ergeben hat:

Vergleich Soll – Ist der strategischen Open-Access-Vorgaben für Periodika (Stand 2016)

Zielsetzung	Soll bis 2019/2020	Ist 2016
Digitale Präsentation	100 Prozent bis 2020	81 Prozent
Retrodigitalisierung	90 Prozent bis 2020	72 Prozent
Green Open Access	90 Prozent bis 2019	37 Prozent
Gold Open Access	30 Prozent bis 2020	13 Prozent
Sperrfristen	Max. 12 Monate	Mittelwert: 21,8 Monate*

* Angaben von 66 Prozent der Zeitschriften überhaupt vorhanden.

27 Insbesondere beim Grünen Weg des Open Access, also dem Recht auf Selbstarchivierung des eigenen Beitrags, sowie bei der Dauer der Sperrfrist sind wir noch beträchtlich von den Zielvorgaben entfernt. Erfreulicherweise haben sich die Trägerschaften von zwei Zeitschriften seit September 2016 entschieden, auf Gold Open Access zu setzen, und entsprechende Schritte eingeleitet.

Glossar zu Open Access

Die Kontrollen der SAGW der digitalen Präsentation der Zeitschriften haben zudem gezeigt, dass noch zahlreiche qualitative Verbesserungen und insbesondere Anpassungen an die heute üblichen Standards notwendig sind. Zur Unterstützung der Fachgesellschaften hat die SAGW ein Glossar der wichtigsten Open-Access-Begriffe auf ihrer Website publiziert, um eine Hilfestellung im mittlerweile sehr anspruchsvoll gewordenen digitalen Publikationswesen bieten zu können.

Weitere Informationen

Das Glossar und die Open-Access-Strategie der SAGW finden sich unter: www.sagw.ch/open-access

Série «Rester sur le marché du travail»

D'un «problème de femmes» vers un défi de société



28

(lb) Le débat sur le manque de main-d'œuvre est actuellement omniprésent dans les discours politiques et les médias. L'initiative «Personnel qualifié suisse» a été lancée par Johann Schneider-Ammann en 2011, afin de lutter contre la pénurie de personnel qualifié. Un de ses axes stratégiques est la conciliation entre vie professionnelle et vie familiale: «Améliorer la compatibilité entre vie professionnelle et vie familiale» est une condition-cadre primordiale, tant pour l'intégration au marché du travail de personnes sans activité professionnelle que pour l'augmentation du taux d'occupation des personnes travaillant à temps partiel.»¹

Le travail à temps partiel: un phénomène au féminin

Les buts de l'initiative «Personnel qualifié suisse» sont formulés dans un contexte où le pourcentage des emplois à temps partiel a nettement augmenté, passant d'environ 23% en 1991 à 38% en 2015. Cette hausse est entre autres due à la participation croissante des femmes au marché du travail. Le travail à temps partiel serait-il donc un phénomène féminin? En effet, selon l'Office fédéral de la statistique (OFS), 6 femmes actives sur 10 sont actuellement engagées à temps partiel, alors que pour leurs collègues masculins, ce chiffre reste beaucoup plus modeste (1,6 sur 10). Près de 80% des personnes travaillant à temps partiel sont ainsi des femmes, invoquant souvent la conciliation entre vie professionnelle et vie familiale comme cause principale de leur taux réduit.²

«Retraditionalisation» des rôles

En 2013, les femmes consacraient en moyenne dix heures par semaine de plus que les hommes à des tâches domestiques et familiales. Lorsque l'on observe les couples avec enfant(s), cette différence s'élevait drastiquement à 24 heures en moyenne par semaine.³ L'arrivée d'un enfant dans un couple a donc des conséquences sur l'engagement professionnel et familial des hommes et des femmes, et les pousse souvent vers un modèle traditionnel de répartition des rôles. Cela se traduit par l'augmentation du taux de travail chez les hommes, alors que les femmes ont tendance à diminuer de manière significative leur activité professionnelle au profit des tâches domestiques et familiales.⁴ Ce constat ne signifie pas seulement des pertes de compétences pour l'économie, mais peut également avoir des conséquences fragilisantes pour les personnes concernées – notamment en matière de sécurité sociale ou dans le cas d'une séparation. Paradoxalement, nombreuses sont les femmes avec enfants qui voudraient augmenter leur taux de travail. C'est ainsi que la proportion des mères à temps partiel qui souhaitent travailler davantage et sont disponibles dans les trois mois pour un tel supplément s'élevait à 18% en 2015.⁵

Lutter contre les inégalités structurelles

Pourquoi donc cette «retraditionalisation» des rôles au sein des couples avec enfant(s)? Pour tenter de répondre et de remédier à cette question, le besoin de plus de struc-

tures d'accueil pour enfants adaptées et accessibles est souvent relevé. Certes, des mesures dans ces domaines sont nécessaires, mais elles doivent également être complétées par des mesures visant à lutter contre les inégalités structurelles entre les hommes et les femmes sur le marché du travail. En effet, l'on constate que l'égalité des genres n'est actuellement pas encore atteinte lorsque l'on considère par exemple les inégalités salariales ou encore les discriminations pour cause de maternité. Ces inégalités touchant les femmes influent de manière importante sur la répartition des rôles et le fait que, pour la majorité des couples, ce sera la femme qui réduira son taux d'occupation à la venue d'un enfant pour se consacrer davantage à la vie familiale.

Encourager l'engagement des hommes

Toutefois, ce dont on ne parle pas assez, c'est que dans ces situations, l'homme est également poussé, par des logiques structurelles et parfois malgré lui, dans le rôle traditionnel de pourvoyeur économique. Il est donc grand temps d'élargir la perspective autour du thème récurrent «conciliation entre vie familiale et professionnelle», de ne pas le réduire à un «problème de femmes» et de l'aborder dans une perspective plus globale. Revaloriser le *care*, développer des modèles de travail flexibles et accessibles à tout le monde, envisager un congé parental afin d'encourager l'engagement des hommes dans la sphère familiale – ces mesures structurelles pourraient, entre autres,

contribuer de manière importante à un choix plus libre dans l'organisation des tâches au sein des couples et, en même temps, équilibrer la situation actuelle en augmentant la participation des femmes au marché du travail.

29

¹ <https://www.personnelqualifie-suisse.ch/fr/>

² Cf. OFS (2016), <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/gleichstellung-frau-mann/erwerbstaetigkeit/teilzeitarbeit.html>

³ Cf. OFS (2013), Enquête suisse sur la population active (ESPA), Neuchâtel.

⁴ Cf. Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hrsg.) (2016), «Wie sich Paare beim Elternwerden retraditionalisieren, und das gegen ihre eigenen Ideale», Swiss Academies Communications 11 (3), 11.

⁵ Cf. OFS (2016), «Enquête suisse sur la population active. Les mères sur le marché du travail», Neuchâtel.

Année politique suisse – eine Quelle für die politische Meinungsbildung

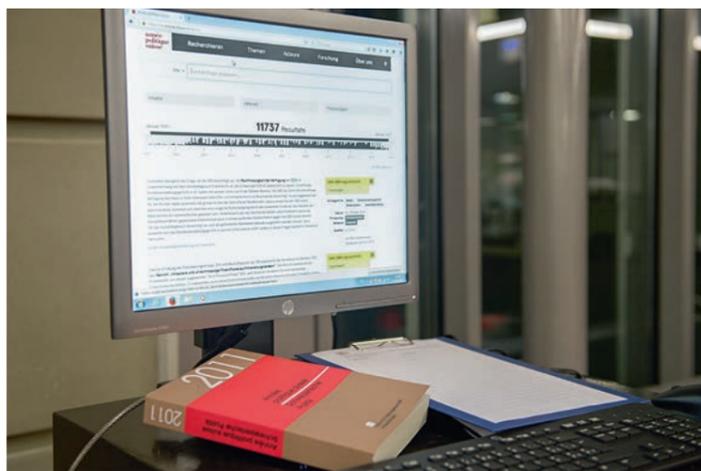
30

(ib) Die Forschungsstelle Année politique suisse lanciert eine digitale Informationsplattform zum politischen Geschehen in der Schweiz. In einer Zeit, wo sich Gleichgestimmte im Internet gegenseitig bestätigen, kaum mehr jemand an Umfragen teilnehmen will und das postfaktische Zeitalter ausge-rufen wird, ist eine objektive und langfristige Datenerhebung unerlässlich.

Das Jahrbuch «Schweizer Politik» ist das Hauptprodukt der Forschungsstelle am Institut für Politikwissenschaft (IPW) der Universität Bern. Pünktlich zum 50-jährigen Bestehen erfindet es sich unter dem bisherigen französischen Namen «Année Politique Suisse APS» neu: Aus dem gedruckten Jahrbuch wird ab Januar 2017 eine datenbankgestützte digitale Informationsplattform, die der Öffentlichkeit unentgeltlich zur Verfügung steht. Mit diesem neuen Instrument können die bisherigen Informationen in einer ganz neuen Art und Weise aggregiert werden, indem beispielsweise einzelne Geschäfte wie eine Initiative diachron in ihrem ganzen Entstehungsprozess dargestellt werden können.

Eine Erfolgsgeschichte

Das APS ist eine wichtige Quelle für die informierte Meinungsbildung, betonte der Bundeskanzler Walter Thurnherr am Festakt zum 50-Jahre-Jubiläum. Seit seiner Gründung 1966 bietet das Jahrbuch eine präzise, sachliche und konzentrierte Darstellung der politischen Entwicklungen auf Bundes- und Kantonsebene. Unterstützt wird es seit zehn Jahren von der SAGW, der Universität Bern und dem Bund. Durch die neue digitale Informationsplattform lässt sich das Jahrbuch noch vielfältiger



Seit Anfang Jahr steht der Öffentlichkeit eine digitale Informationsplattform zum politischen Geschehen in der Schweiz zur Verfügung.

nutzen, ist Direktor Prof. Marc Bühlmann überzeugt. Insbesondere für Forscherinnen und Forscher, für Medienschaffende, für Personen der öffentlichen Verwaltung, aber auch für weitere interessierte Kreise ist das APS eine wichtige Anlaufstelle.

Neue Entwicklungen oder alles schon da gewesen in der Politik?

«Meinungsbildung in der direkten Demokratie» war Thema verschiedener Veranstaltungen im Jubiläumsjahr. Die Frage, ob sich die politische Meinungsbildung grundsätzlich verändert habe, wurde je nach persönlicher Couleur unterschiedlich beurteilt. Während der ehemalige SVP-Generalsekretär Martin Baltisser kaum Veränderungen festgestellt haben will, meldet Emilia Pasquier

(Geschäftsführerin foraus) das Fehlen von klaren Wertvorstellungen in Abstimmungsdebatten und Karin Bauer (Journalistin) eine zunehmende Komplexität der Vorlagen. Barbara Perriard (Leiterin Sektion Politische Rechte der Bundeskanzlei) nannte die Einführung von E-Voting als grosse Herausforderung in naher Zukunft, während Prof. Adrian Vatter (IPW Universität Bern) die fehlende Transparenz der Kampagnen- und Parteienfinanzierung in der Schweiz als Desiderat erachtet.

Von falschen Polls und Echokammern

Die jüngsten weltpolitischen Entwicklungen waren an den Veranstaltungen omnipräsent, insbesondere der vermeintliche Anbruch der postfaktischen massenmedialen Beeinflussung, Negativkampagnen, Polarisierungen sowie die Fehleinschätzungen der Meinungsumfragen. Dr. Thomas Milic (Zentrum für Demokratie Aarau) erinnerte in diesem Zusammenhang daran, dass die Verweigerungsquote von Meinungsumfragen in der Schweiz bereits 80, in den USA bis zu 90 Prozent erreicht habe, was die Aussagekraft der Befragungen offensichtlich deutlich schwäche. Eines der grössten Probleme der demokratischen Gesellschaftsordnung stelle der eklatante Gender-gap dar, konstatierte Dr. Tom Häussler. «Das Internet macht uns nicht zu besseren Menschen, sondern bildet nur das ab, was wir sind», so Häussler weiter. Die sozialen Medien lösen das Problem der politischen Abstinenz nicht, sondern verschärfen es eher, indem es etwa in sogenannten digitalen Echokammern, in denen sich Gleichgesinnte gegenseitig bestätigen können, noch eine Plattform für misogynen Ausgrenzungen bietet – am schlimmsten, so der Forscher, sei es in der Sportberichterstattung.

Qualitativ hochstehende Daten weiterhin wichtig

Die Forschung, aber auch die Öffentlichkeit insgesamt, sind vielleicht dringender denn je angewiesen auf methodisch-wissenschaftlich kontrolliert erhobene, möglichst objektive, langfristig verfügbare und zeitgemäss präsentierte Daten und Informationen, wie sie die APS oder die SELECTS-Wahlstudien liefern können. Die Akademie ist gerne bereit, ihren Teil dazu zu leisten.

31

Weitere Informationen

Die Tagungsbeiträge sind zu finden unter:

www.defacto.expert

APS:

www.anneepolitique.ch (neue Plattform ab Januar 2017)

Eine neue Königsdisziplin

32 (fs) *Wie hast du's mit dem Bloggen? Das ist eine der Gretchenfragen, mit denen sich europäische Organisationen momentan beschäftigen. Die gleiche Wissensfrage ist in den USA längst beantwortet: Ein Corporate-Blog gehört heute zur Königsdisziplin jedes modernen Marketings.*

Mit einem Blog auf der Website bestätigt eine Organisation, dass sie zeitgemäss und agiler kommunizieren will. Ein Blogger setzt regelmässig Themen, zeigt Kontroversen auf, macht auf neue Publikationen aufmerksam – kurzum, die Organisation signalisiert auf der Website: Wir sind bereit für einen offenen Dialog. Mit diesem Engagement kann sich ein Blog zu einer führenden Plattform entwickeln und generiert vermehrt «Traffic» auf der Website.

Nähe zum Leser schaffen

Ein Blog ist nicht nur ein Experiment für zwischendurch. Wer sich dem Bloggen verpflichtet, der muss bereit sein, mindestens einmal pro Woche zu schreiben. Ein Blogger bekommt mit der Zeit seine persönliche «Schreibstimme». Die Struktur eines Artikels folgt der Dramaturgie eines Theaterstücks mit maximal 2500 Zeichen: Nach jedem Akt steigert ein Zwischentitel die Spannung. Zumal die Überschrift eines Blogartikels oft bestimmt, ob

der Artikel gelesen wird. Ein erfolgreicher Blogger schafft mit seiner Schreibstimme eine gewisse Nähe zum Leser. Die meisten Websites sind unpersönlich und verraten wenig über die Menschen, welche die Organisation beleben. Fazit: Ein Blog dient der positiven Imagebildung.

Reicher Fundus von Blog-Themen

Im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften existiert ein reicher Fundus von Blog-Themen: Studien und Publikationen werden beinahe wöchentlich publiziert, Experten schreiben Kommentare in Qualitätsmedien, Politiker kürzen das Budget für Bildung, internationale Preise werden verliehen ... Beispiel Mitte November 2016: Der einstige Privatradiopionier Roger Schawinski bekommt den Ehrendoktor der Universität Freiburg am Dies academicus verliehen. Manuel Puppis beschreibt in seiner Laudation die Krise der Medien in der Schweiz. In der gleichen Woche wird die Studie über die Qualität der Medien publiziert. Die ETH hält Postadressen zurück und bedroht damit die Existenz der Zürcher Studierendenzeitung «ZS». Und Michèle Binswanger kommentiert im Tages-Anzeiger: «Der Untergang der Unterwäsche» – die Boulevardzeitung schafft das Blick-Girl ab. Ein Genderthema: Will der Boulevard das Frauenbild revolutionieren?

Weitere Informationen

Blog der SAGW:

<http://wissenschaftskultur.blogspot.ch/>

Personelles aus dem Generalsekretariat



Gilles Nikles

(fs) In der Administration des Generalsekretariats unterstützt seit Mitte November 2016 Gilles Nikles das Team. Der 21-Jährige aus Langenthal ist bilingual – spricht Deutsch wie auch Schwedisch. Er hat eine kaufmännische Berufslehre abgeschlossen und absolvierte zusätzlich eine Berufsmatura mit Schwerpunkt Wirtschaft.

Sein grosses Interesse liegt im IT-Bereich. Darum ist Nikles auch daran, seine Fachkenntnisse mit entsprechenden Weiterbildungen weiter zu vertiefen. In der beschleunigten Digitalisierung ist die IT-Leidenschaft von Nikles im Generalsekretariat besonders willkommen.

Seine Vorgängerin, Federica Blumetti, Studentin der Höheren Fachschule Wirtschaft Bern, war für knapp zwei Jahre eine geschätzte Mitarbeiterin in der Administration. Die Bernerin fasziniert alles, was mit Menschen bzw. mit Personalmanagement zu tun hat. Darum wollte sie nach dem Diplom im Frühling 2017 im Personalwesen tätig werden. Ihr Plan holte sie schneller ein, als uns lieb war. Seit Dezember hat sie eine Anstellung in einem Personalbüro in Bern.

33

Dossier Mehrsprachigkeit



Bedrohte Mehrsprachigkeit

(mc) Der Turm von Babel war im Grunde ein Geschenk. Die Mehrsprachigkeit ist eine Bereicherung für die Kultur, die Wirtschaft und die persönliche Entwicklung. Mit der aktuellen Sprachendebatte wird die Basis der kulturellen Verständigung in Frage gestellt. Gefährdet wird dadurch nicht nur die Sprachenvielfalt, sondern ein wichtiges Kulturgut.

Sprachkenntnisse und Bildung werden immer eine wertvolle Ressource bleiben. Die Schweiz mit ihren vier Landessprachen sollte besonderen Wert auf den Sprachunterricht legen und sich insbesondere für die Vermittlung der Landessprachen einsetzen. Dass an Schweizer Schulen mindestens zwei Landessprachen sowie Englisch gelehrt wird, müsste eigentlich selbstverständlich sein. Ein eher bescheidenes Ziel im Hinblick darauf, dass Fremdsprachenunterricht in zwei Sprachen in den meisten europäischen Ländern bereits normal ist.

Mehrsprachigkeit in Europa

Die Europäische Union ist die grösste mehrsprachige Gemeinschaft der Welt. Sie achtet auf Sprachenvielfalt, auf die Gleichheit der offiziellen Sprachen und fördert die Mehrsprachigkeit. Diese gilt als ein wichtiges Element der Wettbewerbsfähigkeit Europas. Fremdsprachenkenntnisse werden als Grundkompetenz betrachtet, die jeder EU-Bürger erwerben sollte, um in der europäischen Bildungsgesellschaft seine Ausbildungs- und Beschäftigungschancen zu erhöhen. Zu den Zielen der EU-Sprachenpolitik gehört daher, dass jeder europäische Bürger zusätzlich zu seiner Muttersprache zwei weitere Sprachen beherrschen sollte.¹ 2003 legte die Europäische Kommission im Aktionsplan 2004–2006 zur Förderung des Spra-

¹ http://www.europarl.europa.eu/atyourservice/de/displayFtu.html?ftuld=FTU_5.13.6.html

Dossier Mehrsprachigkeit

- 35 Bedrohte Mehrsprachigkeit
- 38 Stellung der vier Landessprachen
Renata Coray
- 40 Sprache als Politikum. Zur Entwicklung der Sprachenpolitik in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert. Christina Späti
- 42 Grössere Bereitschaft zur Mehrsprachigkeit
Nicoletta Mariolini
- 44 Les pratiques linguistiques en Suisse
Amélie de Flaugergues, Yvon Csonka
- 47 De langue maternelle à langue(s) principale(s): la langue définit-elle encore notre identité?
Alessia Marchionno
- 50 La Suisse peine à compter ses bilingues
François Grosjean
- 52 Beziehung zwischen Dialekt und Hochdeutsch
Annelies Häcki Buhofer
- 54 Migrationssprachen und ihr Einfluss auf die Landessprachen. Stephan Schmid
- 56 Fremdsprachenunterricht: Wissenschaft, Mission und Politik. Raphael Berthele, Alexandre Duchêne, Thomas Studer
- 59 Mehrsprachigkeit auf dem Arbeitsmarkt
Georges Lüdi
- 61 L'économie face aux langues. François Grin
- 63 Le multilinguisme dans le monde scientifique
Anne-Claude Berthoud
- 65 Sprachenvielfalt ist eine kostbare Ressource
Martin Vetterli
- 67 Effizientes schulisches Fremdsprachenlernen
Christine Le Pape Racine
- 69 Perspectives sur les enjeux du plurilinguisme africain en Suisse. Mohomodou Houssouba



36 chenlernens und der Sprachenvielfalt folgendes Ziel fest: «Erlernen der Muttersprache plus zweier weiterer Sprachen vom jüngsten Kindesalter an».

Kein Sonderfall Schweiz

Die Schweiz folgt dem europäischen Trend, den Fremdsprachenunterricht früher zu beginnen, damit die Schüler am Ende der obligatorischen Schulzeit über Kompetenzen in zwei Fremdsprachen verfügen. Basierend auf dem Sprachengesetz des Bundes muss eine dieser Fremdsprachen eine Landessprache sein. Zudem sieht das Schulkonkordat Harnos vor, dass die erste Fremdsprache spätestens ab der dritten, die zweite ab der fünften Klasse zu unterrichten ist. In der Schweiz entsprechen Fremdsprachenkenntnisse einem bildungspolitischen Ziel. Zu Recht argumentiert in diesem Kontext die EDK im Faktenblatt vom 29. Oktober 2014, dass im Vergleich mit dem europäischen Ausland das schweizerische Modell 3/5 (Harnos 5/7) ein fortschrittliches, aber nicht ein einzigartiges Vorhaben sei. Das Lernen einer ersten Fremdsprache mit Beginn im 3. Schuljahr (Harnos 5) in der Schweiz sei sogar eher spät. Auch bei der Sprachenvielfalt ist die Schweiz kein Einzelfall.

Mehrsprachige Länder

Die Schweiz oder Kanada, welche offiziell vier bzw. zwei Landessprachen besitzen, weisen bei weitem nicht die gleiche linguistische Vielfältigkeit afrikanischer Staaten auf. Viele afrikanische Staaten sind zwar offiziell zwei-

sprachig – mit einer schwächeren indigenen und einer dominanten europäischen Sprache – ihre Bevölkerung aber ist vielsprachig. Auch wenn nicht alle effektiv gesprochenen Sprachen offizielle Landessprachen sind, gilt ein Land als mehrsprachig, wenn die Einwohner mehrere Sprachen sprechen. Umgekehrt kann ein Land auch offiziell mehrsprachig sein, obgleich die Einwohner vielleicht nur eine Sprache beherrschen. Es gilt also, gemäss François Grosjean, zu unterscheiden zwischen individueller und sozialer Mehrsprachigkeit.

Individuelle und soziale Mehrsprachigkeit

Die individuelle Mehrsprachigkeit umfasst linguistische und psycholinguistische Dimensionen, während bei der sozialen Mehrsprachigkeit unter anderem historische, erzieherische und politische Faktoren massgebend sind. Soziale Mehrsprachigkeit kann im politischen Raum, im Alltag oder im Arbeitsleben gelebt und gepflegt werden. Die Definition von individueller Mehrsprachigkeit variiert und reicht von perfekt zweisprachig bis dazu, dass man fähig ist, sich im täglichen Leben in mehr als einer Sprache mit jemandem auszutauschen.² Sprache ist eine Qualifikation, beeinflusst also die eigene Identität. Sprachkenntnisse sind wertvoll und Zeichen einer guten Ausbildung. Es liegt in der Natur der Sprachen, dass sie Menschen verbinden, oder eben auch trennen können, wenn man sich nicht versteht. Gerade in einer zunehmend von Nationalismus bedrohten Welt, kann die Mehrsprachigkeit helfen, Grenzen zu überwinden. Auch wissen-

schaftliches Arbeiten ist in vielen Bereichen traditionell mehrsprachig, sogar wenn offiziell meist nur eine Sprache die Rolle der beherrschenden Wissenschaftssprache innehat.³

Kulturgut Mehrsprachigkeit schützen

Mehrsprachigkeit ist eine Fähigkeit, die von allen Personen, ungeachtet ihres Alters, ihrer Bildung oder ihrer Erziehung, geteilt wird und weltweit auftritt. Sie kann als individuelle Eigenschaft eines Menschen oder als ein gesellschaftliches, soziales Phänomen beschrieben werden und verdient aufgrund all dieser Eigenschaften besondere Aufmerksamkeit. Jede und jeder besitzt üblicherweise Kenntnisse in mehr als einer Sprache, und insofern ist eher Ein- und nicht Mehrsprachigkeit etwas Unnatürliches. Umso erstaunlicher sind die teils vehement geführten Debatten in der Schweiz zur Einführung von Frühsprachenunterricht auf Primarschulebene. In der vielsprachigen sozialen und globalen Realität, in der sich die Schweiz befindet, stellen ihre vier Landessprachen eine wertvolle Ressource dar. Diese Ressource kann allerdings nur genutzt werden, wenn Sprachkenntnisse vorhanden sind. In der Schweiz vermittelt der Schulunterricht sprachliche Grundkenntnisse und gewährt Einblicke in die Welt der anderen, fremden Sprachen und Kulturen.⁴ Unsere Schulen streben, wie dies Berthele, Duchêne und Studer treffend feststellen, keine mehrsprachige Gesellschaft an, und die sprachliche Realität in unserem Land widerspiegelt alles andere als eine gelebte individuelle

Mehrsprachigkeit. Die Schweiz muss sich fragen, ob sie von aussen weiterhin als mehrsprachiges Land wahrgenommen werden will. Bejaht sie dies, ist der schulische Fremdsprachenunterricht weiterhin zu unterstützen. Zudem käme eine Förderung der sozialen Mehrsprachigkeit auf nationaler Ebene vermutlich auch der individuellen Mehrsprachigkeit zugute.

37

² Grosjean, François (2001, 11th printing): *Life with Two Languages – An Introduction to Bilingualism*, Harvard University Press.

³ Kivelä, Mari (2010): *Zur Rolle von Sprachen an finnischen Hochschulen – Eine Umfrage unter dem Hochschulpersonal*, Universität Jyväskylä, Institut für moderne und klassische Sprachen, Deutsche Sprache und Kultur.

⁴ Berthele, R., Duchêne, A., Studer, T. (2016): *Fremdsprachenunterricht: Wissenschaft, Mission und Politik*, Fribourg/Freiburg: Institut für Mehrsprachigkeit.

Stellung der vier Landessprachen

Renata Coray, Projektleiterin am Wissenschaftlichen Kompetenzzentrum für Mehrsprachigkeit der Universität und Pädagogischen Hochschule Fribourg

38 Eines der bekanntesten «Markenzeichen» der Schweiz ist ihre offizielle Viersprachigkeit. Sie ist Teil des nationalen Selbstverständnisses. Doch das Zusammenleben steht vor neuen Herausforderungen.

Die bekanntesten Klage-Topoi betreffen die abnehmenden Landessprachenkompetenzen und die Ausbreitung des Englischen, die dadurch gefährdete nationale Kohäsion und Verständigung, die «Mundartwelle», die Vernachlässigung des Italienischen sowie die «Erosion» des Rätoromanischen.¹

Sprachliche Verfasstheit der Schweiz

Die Schweiz hat sich schon früh zur sprachlichen Gleichberechtigung bekannt und lange bewusst auf die Verwendung des Minderheitenbegriffs in der Verfassung verzichtet. Die zahlenmässige Dominanz der Deutschsprachigen (Hauptsprache von 63,3% anno 2014²), die Minderheitenposition der Französischsprachigen (22,7%) und der kleine Anteil der beiden anderen nationalen Sprachgemeinschaften (Italienisch: 8,1%; Rätoromanisch: 0,5%) sorgen jedoch für Spannungen. Zwar vermögen das föderalistische System und die damit zusammenhängenden variablen Minderheitenpositionen die Dominanz des Deutschen teilweise zu entschärfen. Aber selbst bei noch so grossem Bemühen um angemessene Vertretung der sprachlichen Minderheiten (z. B. in der Verwaltung, vgl. Coray et al. 2015) bleibt Deutsch die wichtigste Kommunikationssprache in Politik und Wirtschaft. Der Unmut

ob dieses Ungleichgewichts wird jeweils besonders deutlich, wenn wirtschaftspolitische Entscheide zugunsten der Deutschschweiz gefällt oder Abstimmungsergebnisse durch die deutschsprachige Mehrheit entschieden werden.

Sprachliche Mehrarbeit der Minderheiten

Während die problematisierte Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften den Fokus fast ausschliesslich auf die Sprechenden der beiden grossen Landessprachen lenkt, drohen die beiden kleinen Sprachgruppen immer wieder vergessen zu gehen – insbesondere das halbe Prozent Rätoromaninnen und -romanen. Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass deren Sprechende in der Regel über sehr gute Kompetenzen in mindestens einer anderen Landessprache verfügen (müssen) und grosse sprachliche Anpassungsleistungen erbringen. Auch aus der Bundesverwaltung ist bekannt, dass – trotz gesetzlicher Gleichstellung (Art. 9 SpG) – die italienischsprachigen Bundesangestellten kaum je in ihrer Erstsprache arbeiten (können).

Der Sprachenalltag in der Schweiz ist geprägt durch die Dominanz der Grossen und eine «Einweg-Solidarität» (Pedretti 2000: 285), in welcher sich die Kleinen nach den Grösseren ausrichten. Englisch wird in dieser Situation gerne die Rolle der «neutralen Sprache» zugeschrieben, die niemanden bevorzuge, wobei auch hier die deutschsprachigen Kantone den Ton angeben, wenn sie grossmehrheitlich dieser Welt- und Wirtschaftssprache gegenüber den anderen Landessprachen in der Schule den Vorzug geben (vgl. Acklin Muji 2007).

Autochthone und allochthone Minderheiten

Die Sprachregionen der autochthonen Minderheiten werden durch ein monolingual konzipiertes Territorialitätsprinzip geschützt (mit wenig Erfolg beim Rätoromanischen). Die zunehmend zahlreichen Sprechenden einer Nicht-Landessprache (20,9%) haben sich an die lokalen Amtssprachen anzupassen. Erst seit wenigen Jahren gewährt der Bund den Kantonen auch Unterstützung für

die Förderung der Kenntnisse Anderssprachiger in ihrer Erstsprache (Art. 16 SpG). Vermehrt setzt sich die Einsicht durch, dass gute Kompetenzen in der Erstsprache eine wichtige Voraussetzung für das Erlernen weiterer Sprachen sind und dass mehrsprachige Kompetenzen einen Vorteil bedeuten. Der in jüngerer Zeit zu beobachtende Valorisierungsdiskurs zugunsten von mehrsprachigen Kompetenzen (als zentrale wirtschaftliche Ressource und Standortvorteil der Schweiz sowie als Arbeitsmarkt- und Lohnvorteil) tendiert jedoch dazu, den Einfluss der ungleichen Prestiges von Sprachen, der ungleich verteilten Gewinne und der oft auch unfreiwilligen Mehrsprachigkeit auszublenden (vgl. z.B. Duchêne & Daveluy 2015).

Fazit: Von der vier- zur vielsprachigen Schweiz

Die lange Tradition der offiziellen Viersprachigkeit ist sowohl Quell des Stolzes als auch immer neuer Herausforderungen. Die Sprachengesetzgebung und der öffentliche Diskurs konzentrierten sich bisher vor allem auf die

Landessprachen und die klassischen Klage-Topoi. Allmählich finden aber auch neuere sprachliche Entwicklungen, insbesondere die zunehmende individuelle Mehrsprachigkeit und gesellschaftliche Mobilität, Eingang in das sprachliche Selbstverständnis der Schweiz.

Literatur

- Acklin Muji, D., 2007, *Langues à l'école: quelle politique pour quelle Suisse? Analyse du débat public sur l'enseignement des langues à l'école obligatoire*, Bern: Lang.
- Coray, R.; Kobelt, E.; Zwicky, R.; Kübler, D.; Duchêne, A., 2015, *Mehrsprachigkeit verwalten? Spannungsfeld Personalrekrutierung beim Bund*, Zürich: Seismo.
- Duchêne, A.; Daveluy, M. (Hrsg.), 2015, *Spéculations langagières: négociation des ressources aux valeurs fluctuantes*, *Anthropologie et Sociétés*, 39(3).
- Grünert, M., in Vorbereitung, *Multilingualism in Switzerland*, in: Benett, W.; Carruthers, J. (Hrsg.), *Manual of Romance Sociolinguistics*, Vol. 18, Berlin: de Gruyter.
- Haas, W., 2006, *Die Schweiz*, in: Ammon, U.; Dittmar, N.; Mattheier, K. J.; Trudgill, P. (Hrsg.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 3. Band, 2nd compl. rev. and extended ed., Berlin: de Gruyter, 1772–1787.
- Pedretti, B., 2000, *Die Beziehungen zwischen den schweizerischen Sprachregionen*, in: Schläpfer, R.; Bickel, H. (Hrsg.), *Die viersprachige Schweiz*, 2., neu bearb. Aufl., Aarau: Sauerländer, 269–307.
- Späti, C., 2015, *Sprache als Politikum. Ein Vergleich der Schweiz und Kanadas seit den 1960er-Jahren*, Augsburg: Wissner-Verlag.
- Widmer, J.; Coray, R.; Acklin Muji, D.; Godel, E., 2004, *Die Schweizer Sprachenvielfalt im öffentlichen Diskurs. Eine sozialhistorische Analyse der Transformationen der Sprachenordnung von 1848 bis 2000*, Bern: Lang.

Zur Autorin

Renata Coray



Dr. Renata Coray ist Projektleiterin am Wissenschaftlichen Kompetenzzentrum für Mehrsprachigkeit der Universität und Pädagogischen Hochschule Fribourg. Als Ethnologin und Rätoromanistin hat sie sich auf soziolinguistische Fragestellungen spezialisiert. Ihre Forschungsschwerpunkte betreffen die Schweizer Sprachenpolitik und Minderheitensprachen, Mehrsprachigkeit in der Verwaltung und Arbeitswelt, Sprachmythen und -ideologien sowie sprachliche Identitätskonstruktionsprozesse und Sprachbiographien.

¹ Vgl. ausführlicher dazu und zum Folgenden v.a. Widmer et al. 2004. Weitere, neuere Darstellungen der soziolinguistischen und sprachpolitischen Situation der Schweiz z. B. in Haas 2006, Späti 2015, Grünert in Vorbereitung etc.

² Vgl. www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/sprachen.html [letzter Zugriff: 16.11.2016].

Sprache als Politikum. Zur Entwicklung der Sprachen- politik in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert

Christina Späti, Zeitgeschichte, Universität Fribourg

40 *Wie entwickelte sich die Sprachenpolitik in der Schweiz von einem kaum interessierenden Thema zu einem viel diskutierten Politikum? Welches waren wichtige sprachpolitische Meilensteine? Und welche Konzeptionen und Vorstellungen von «Sprache» prägten die sprachpolitischen Debatten?*

Als 1848 der moderne schweizerische Bundesstaat gegründet wurde, spielte die Tatsache, dass auf dem Territorium der Schweiz mindestens vier verschiedene Sprachgruppen lebten, kaum eine Rolle. Fast hätte man den Sprachenartikel in der Bundesverfassung vergessen – ein erster Entwurf der Verfassung enthielt noch keinen Hinweis auf den Umgang mit den Sprachen. Der eigentliche Sprachenartikel war dann auch sehr knapp formuliert und beschränkte sich auf die Benennung der drei Landessprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch). Dies mag unspektakulär klingen, ist aber in Bezug auf die Wirkungsmächtigkeit nicht zu unterschätzen: Anders als in anderen mehrsprachigen Staaten, etwa Belgien, waren so die drei grössten Landessprachen und damit auch die Sprachgruppen von Anfang an im Bundesstaat – zumindest formal – gleichberechtigt.

Stabile Sprachgruppen dank Territorialitätsprinzip
Dies konnte zwar nicht verhindern, dass es gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann vor allem zur Zeit des Ersten Weltkrieges immer wieder einmal zu Streitigkeiten und Spannungen zwischen den Sprachgruppen kam. Dennoch entwickelte sich vor dem Hintergrund dieses Sprachenartikels ein Gewohnheitsrecht, das den Sprachgruppen ein bestimmtes Territorium zuwies. Dieses wichtige sprachrechtliche Prinzip, Territorialitätsprinzip genannt, erwies sich für die Beständigkeit und Homogenität

der Sprachgruppen als zentral. Mit anderen Worten: über Jahrzehnte hinweg blieben die Sprachgruppen und der Anteil, den sie prozentmässig an der Bevölkerung ausmachten, sehr stabil. Anders als in anderen mehrsprachigen Staaten, beispielsweise in Kanada, erstarkte in der Schweiz keine der grossen Sprachgruppen auf Kosten einer anderen.

Rätoromanisch als Landessprache

Nur die Lage des Rätoromanischen blieb anfangs prekär. Im 20. Jahrhundert entwickelte sich deshalb eine Sprachbewegung mit dem Ziel, auch das Rätoromanische, dessen Sprecherzahlen stetig zurückgingen, zur Landessprache zu ernennen. Das Jahr 1938, in dem die Abstimmung über die Ernennung des Rätoromanischen zur Landessprache stattfindet, erwies sich als idealer Zeitpunkt. Vor dem Hintergrund der Bedrohung der Schweiz durch den deutschen Nationalsozialismus und den italienischen Faschismus stimmte eine grosse Mehrheit der Stimmbewölkerung zugunsten des Anliegens der Rätoromanen. Deutlich zeigte sich hier, wie Sprache mit identitätspolitischen Aspekten verbunden wurde.

Der Röstigraben

In den 1970er-Jahren kam es erneut zu sprachpolitischen Debatten. Beeinflusst vom sogenannten *ethnic revival*, das in ganz Europa sprachpolitische Bewegungen auf den Plan rief, kamen im Jurakonflikt Sorgen um den Status des Französischen im mehrheitlich deutschsprachigen Kanton Bern zum Ausdruck. Gleichzeitig wurde seitens frankophoner PolitikerInnen auch die Sprachenverteilung in der Bundesverwaltung bemängelt und eine Benachteiligung der lateinischen Sprachgruppen moniert. In den 1980er-Jahren sprachen die Medien

vermehrt von einem «Röstigraben», der das Verhältnis zwischen Deutsch- und Westschweiz belaste. Die langen Debatten, die im Bundesparlament und in der Öffentlichkeit im Zusammenhang mit der Revision des Sprachenartikels und der Bundesverfassung in den 1990er-Jahren stattfanden, vermochten die Auseinandersetzungen zwischen den Sprachgruppen längerfristig zu entschärfen.

Unterschiedliche Interpretation erschwert die Diskussion

In jüngster Zeit gaben Sprachenfragen erneut zu Diskussionen Anlass, und zwar im Zusammenhang mit den Debatten zu den Frühfremdsprachen im Primarschulunterricht. Darin zeigt sich, dass in den beiden grossen Landesteilen, der Deutschschweiz und der Romandie, über zwei ganz unterschiedliche Aspekte von «Sprache» diskutiert wird. In der Deutschschweiz steht das kommunikative Element von Sprache im Vordergrund, diskutiert wird über Sprachkompetenzen, wann und in welcher Sprache diese zu erlernen seien. In der Westschweiz hingegen liegt der Fokus auf der identitären Funktion von Sprache. Entsprechend stehen Fragen nach nationaler Kohäsion und identitätspolitischem Selbstverständnis der Schweiz zur Debatte. Diese unterschiedlichen Akzentsetzungen in der Bedeutung von «Sprache» führen dazu, dass die Sprachgruppen in dieser Diskussion mehr aneinander vorbei als miteinander reden.

Zur Autorin

Christina Späti



Dr. Christina Späti ist Professorin für Zeitgeschichte an der Universität Freiburg. Ihre Forschungsbereiche erstrecken sich auf vergleichende Sprachenpolitik und Mehrsprachigkeit, Antizionismus, Antisemitismus und Orientalismus, Nachgeschichte des Holocaust sowie die 68er-Bewegung.

Grössere Bereitschaft zur Mehrsprachigkeit

Nicoletta Mariolini, Delegierte des Bundes für Mehrsprachigkeit

42 Die Schweiz ist mehrsprachig, aber die meisten Kantone sind offiziell klar einsprachig mit Ausnahme der drei zweisprachigen Kantone Freiburg, Bern und Wallis und des dreisprachigen Graubünden. Gleichzeitig ist die Bundesverwaltung ein Mikrokosmos der Schweiz. Der Bund hat eine angemessene Vertretung der Sprachgemeinschaften innerhalb des Bundespersonals und eine Ausgewogenheit in der Verwendung unserer Amts- bzw. Landessprachen sicherzustellen. Die Herausforderung besteht darin, die derzeit vorherrschende Einsprachigkeit hin zu einer gegenseitigen mehrsprachigen Verständigung zu führen.

Innerhalb dieses Anspruchs bewegt sich die Vision des Bundes, die darauf abzielt, Chancengleichheit zu schaffen, sowohl für die sprachlichen Minderheiten als auch für die entsprechenden Sprachgebiete. Denken Sie beispielsweise an die Vergabe öffentlicher Aufträge und an die damit verbundenen lokalen wirtschaftlichen Auswirkungen. Der Bundesrat möchte mit gutem Beispiel vorangehen und seine Verantwortung wahrnehmen, die darin besteht, die Landessprachen zu fördern und den nationalen Zusammenhalt zu stärken.

Sprachliche Aus- und Weiterbildung fördern

Die Mehrsprachigkeitsstrategie des Bundes basiert auf der Förderung der Sprachkompetenzen des Bundespersonals sowie auf dem Bewusstsein, dass das persönliche Engagement jedes einzelnen unerlässlich ist. Dies setzt eine grössere Bereitschaft voraus:

- die Standardsprachen zu benutzen
- die drei Amtssprachen gut zu verstehen und wenn möglich zu sprechen
- sich in allen Amtssprachen weiterzubilden
- die persönlichen Anstrengungen positiv zu erleben, um so den Ansprüchen aller gerecht zu werden

Selbstverständlich ist auch das Engagement des Bundes als Arbeitgeber unerlässlich. Den Topkader- bzw. den Führungsebenen wird empfohlen, weiterhin ausreichend

Ressourcen für die Sprachausbildung ihrer Angestellten einzusetzen, um den erreichten Wissensstand zu halten und die sprachliche Weiterbildung zu fördern (SpV, Art. 8). Die Sprachausbildung der Angestellten fördert deren berufliches Fortkommen und sollte daher unbedingt Teil der Nachwuchsplanung sein.

Indem der Bund mit gutem Beispiel vorangeht, unterstreicht er die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Mehrsprachigkeit. Dies gilt sowohl für den Service public als auch für das jeweilige Arbeitsumfeld, ganz zu schweigen von den positiven Auswirkungen der Mehrsprachigkeit auf den Arbeitsmarkt.

Vorbild für die Umsetzung der Mehrsprachigkeitspolitik

Grosse Relevanz kommt auch der Leadership bei der Umsetzung der Mehrsprachigkeitspolitik zu. So verlangt die Sprachenverordnung (SpV, Art. 8), dass das obere Kader des Bundespersonals über passive Kenntnisse einer dritten Amtssprache verfügt. Die Topkader- und Führungsebenen haben einen massgeblichen Einfluss auf die Vertretung der einzelnen Sprachgruppen innerhalb der Bundesverwaltung und auf die Mehrsprachigkeit ihrer Angestellten.

Überdies darf nicht vergessen werden, dass die Vorgesetzten fähig sein sollten, Vorstellungsgespräche in den drei Amtssprachen zu führen, oder wenigstens den eingeladenen Kandidatinnen und Kandidaten erlauben müssten, deren Erstsprache zu benutzen.

Die Bundesverwaltung ist eine wichtige und interessante Arbeitgeberin und sie kann als Sprungbrett für eine erfolgreiche berufliche Entwicklung auch in der Privatwirtschaft dienen. Aber gute Kenntnisse der Amtssprachen sind eine wichtige Voraussetzung für eine Karriere beim Bund. Die Aneignung von multiplen Sprachkompetenzen ist daher z. B. für die Studierenden an den Hochschulen unerlässlich. Von ebenso tragender Bedeutung ist die Etablierung von professionellen Netzwerken zwischen der Bundesverwaltung und den Hochschulen über die

Vergabe von Mandaten sowie über andere Formen der Zusammenarbeit.

Gesetzliche Grundlagen

Die kulturelle Vielfalt der Schweiz und der Wille zum Miteinander sind in der Bundesverfassung verankert. Die Mehrsprachigkeitspolitik beruht auf dem Sprachengesetz (SpG), welches vier zentrale Achsen umfasst:

- der Gebrauch der Amtssprachen durch die Bundesbehörden
- die Förderung der Verständigung und des Austauschs zwischen den Sprachgemeinschaften
- die finanzielle Unterstützung der mehrsprachigen Kantone
- die Unterstützung von Massnahmen der Kantone Graubünden und Tessin zugunsten des Rätoromanischen und des Italienischen

Diese Bestimmungen wurden in der Sprachenverordnung (SpV) konkretisiert. Seit 1. Oktober 2014 ist die zugunsten einer Ausweitung der Mehrsprachigkeitspolitik revidierte SpV in Kraft. Sie legt unter anderem die angestrebten Bandbreiten für die Vertretung der Sprachgemeinschaften in den einzelnen Departementen und den Verwaltungseinheiten (Art. 7) fest. Darüber hinaus definiert sie die Sprachanforderungen an das Bundespersonal (Art. 8).

Sprachgemeinschaft	Bandbreite
Deutsch	68,5–70,5%
Französisch	21,5–23,5%
Italienisch	6,5–8,5%
Rätoromanisch	0,5–1%

Sprachenvertretung – Sollwerte (Art. 7 SpV)

Sprachbarrieren vermeiden

Die sozialen und kulturellen Auswirkungen der Mehrsprachigkeitspolitik sind derart wichtig, dass die vier oben erwähnten Achsen Bestandteil der Kulturbotschaft 2016–2020 sind und dadurch die Bedeutung der Mehrsprachigkeit bekräftigt wurde.

Denken wir beispielsweise an die Tatsache, dass generell im Arbeitsumfeld in der Schweiz mehrheitlich Schweizerdeutsch (66%) gesprochen wird, gefolgt von Hochdeutsch (33,4%), Französisch (29,1%), Englisch (18,2%) und Italienisch (8,7%). Das Rätoromanische, die vierte Landessprache, wird lediglich von 0,35% der Erwerbstätigen bei der Arbeit gesprochen.

Noch einmal: Die kulturelle Herausforderung besteht darin, jede Sprachbarriere zu vermeiden. Selbstverständlich ist auch das Engagement der Kantone und der EDK gefragt. Ohne eine effektive Harmonisierung des Sprachenunterrichts wird es schwierig bzw. unmöglich, die Bundesziele der Mehrsprachigkeitspolitik zu erreichen.

Zur Autorin

Nicoletta Mariolini



Nicoletta Mariolini, Wirtschaftlerin und Mediatorin, bekleidet die Funktion der Delegierten des Bundes für Mehrsprachigkeit seit dem 1. August 2013. Die Bundesverwaltung will mit diesem Schritt den staatsstiftenden Zusammenhalt lebendig halten, indem sie in das sprachliche Kapital ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter investiert und alle regionalen

und lokalen Sprachgemeinschaften würdigt. Nicoletta Mariolini ist es gewohnt, in den ineinander übergreifenden Bereichen der Politik, der Wirtschaft und des öffentlichen Lebens tätig zu sein, insbesondere in der Umsetzung der öffentlichen Politiken.

Les pratiques linguistiques en Suisse

Amélie de Flausergues, Yvon Csonka,
Office fédéral de la statistique

44 Une nouvelle enquête réalisée dans le cadre du recensement de la population livre des informations inédites sur les pratiques linguistiques des personnes vivant en Suisse. Une synthèse des principaux résultats.

Le recensement fédéral de la population relève la langue de la population depuis 1860. L'information a d'abord servi à définir les régions linguistiques et les pratiques langagières administratives. Si le recensement a longtemps été suffisant, il s'est enrichi au fil du temps pour s'adapter aux besoins économiques, politiques et sociaux.

Enquêtes sur la langue

Depuis l'introduction d'un nouveau système de recensement en 2010, les informations de base telles que les langues principales ainsi que les langues parlées habituellement à la maison et au travail sont relevées annuellement par le relevé structurel (RS). Les pratiques linguistiques font quant à elles l'objet d'une enquête distincte, dont la première édition s'est déroulée en 2014, l'Enquête sur la langue, la religion et la culture (ELRC).¹ Le but du module «langues» de cette enquête est de fournir des données statistiques en vue d'analyses approfondies qui serviront notamment la politique du plurilinguisme et la politique d'intégration en Suisse. L'accent a été mis sur la saisie empirique des pratiques linguistiques dans contextes de la vie quotidienne. Les premiers résultats ont été présentés selon le concept de «langues d'usage régulier». Celui-ci se réfère à toutes les langues utilisées au moins une fois par semaine dans au moins un des principaux environne-

ments de la vie quotidienne, que ce soit sous forme productive (parler, écrire) ou simplement réceptive (lire, comprendre à l'oral), en postulant que sont ainsi relevées les langues dans lesquelles les personnes ont de bonnes connaissances.

Domination du plurilinguisme

Les premiers résultats² indiquent que près des deux tiers (64%) de la population vivant en Suisse utilisent au moins une fois par semaine plus d'une langue. A noter que ce chiffre est obtenu en considérant l'allemand et le suisse-allemand comme une seule langue, de même que l'italien, le tessinois et le dialecte italo-grison. Les personnes dotées d'une formation tertiaire (76%), les 15-24 ans (79%) et les personnes actives professionnellement (72%) sont proportionnellement les plus nombreuses à recourir à plusieurs langues régulièrement, tout comme les immigrants de deuxième génération ou plus (84%).

Utilisation des langues dans les régions linguistiques

L'allemand est utilisé régulièrement par 97% de la population Suisse alémanique, le français par 98% des Suisses romands, l'italien par 99% des Suisses italiens et le romanche par 77% des résidents de la région romanche. Au-delà des frontières linguistiques, la pratique des langues nationales est moins fréquente: une personne sur cinq vivant en Suisse alémanique utilise régulièrement le français (20%) et un peu plus d'une sur dix (12%) l'italien. Ces parts sont semblables pour les personnes vivant en Suisse romande concernant l'allemand (19%) et

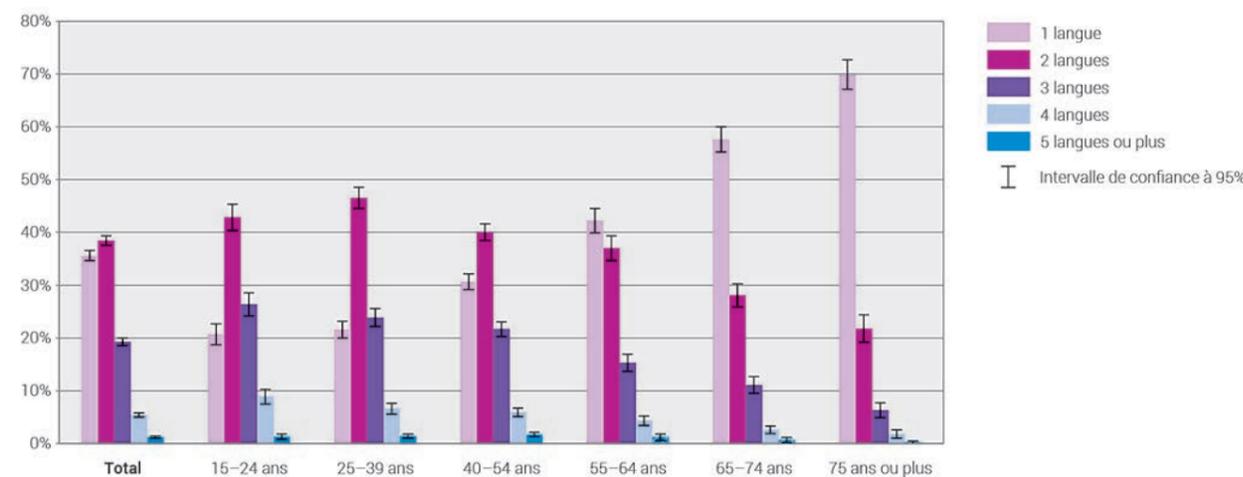
¹ Elle sera renouvelée tous les cinq ans.

Voir <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/enquetes/esrk.html>. Les données individuelles de cette enquête sont par ailleurs disponibles sous la condition de l'établissement d'un contrat de protection des données.

² Publication téléchargeable à <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/enquetes/esrk.assetdetail.1000171.html>

45

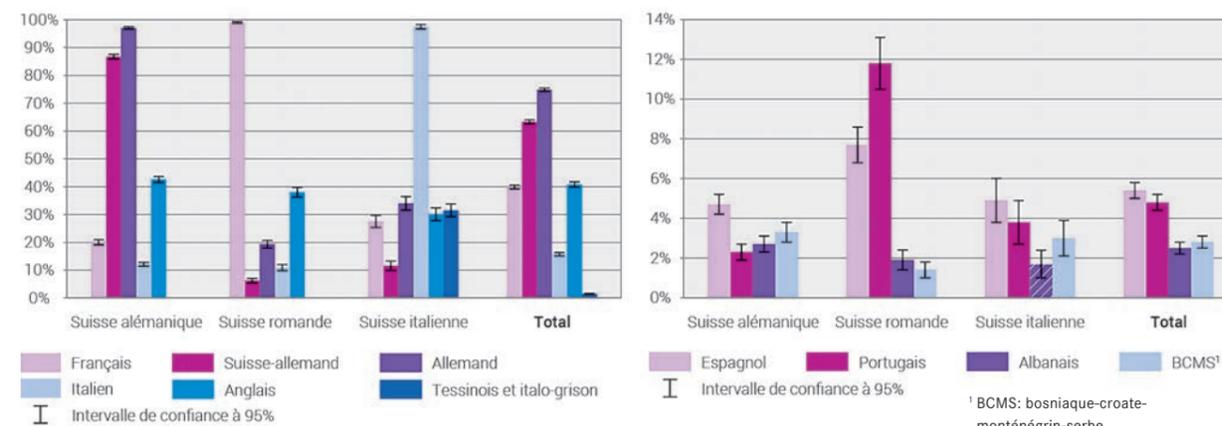
Personnes selon le nombre de langues qu'elles utilisent régulièrement et le groupe d'âge



Les catégories représentées de façon hachurée (5 langues ou plus chez les 55-61 ans, 65-71 ans et 75 ans ou plus) sont à considérer avec précaution, car elles contiennent moins de 30 observations, et ne sont, de ce fait, pas fiables statistiquement.

Source: OFS - Enquête sur la langue, la religion et la culture 2014 (ELRC)

Personnes selon les langues d'usage régulier les plus fréquentes et la région linguistique



Les catégories représentées de façon hachurée sont à considérer avec précaution, car elles contiennent moins de 30 observations, et ne sont, de ce fait, pas fiables statistiquement.

Source: OFS - Enquête sur la langue, la religion et la culture 2014 (ELRC)

¹ BCMS: bosniaque-croate-monténégrin-serbe

l'italien (11%). 6% déclarent utiliser le suisse-allemand au moins une fois par semaine. La Suisse italienne se distingue par un usage plus fréquent des langues nationales non locales; 28% de la population recourt au français, 34% à l'allemand et 12% au suisse-allemand.

L'importance de l'anglais

L'anglais est utilisé régulièrement par 41% de la population. Les taux sont les plus élevés parmi les jeunes (63% parmi les 15-24 ans) et les diplômés du tertiaire (62%). L'anglais arrive avant le français et l'italien en Suisse alémanique et avant l'allemand et l'italien en Suisse romande. Ce n'est qu'en Suisse italienne que cette langue est moins souvent déclarée en usage régulier que les autres langues nationales majoritaires. Il faut garder à l'idée que l'utilisation peut se limiter à la lecture ou à l'écoute, au moins une fois par semaine, ce qui est souvent le cas dans la consommation de nouveaux médias (Internet, musique) et dans certains types de métiers. Les autres langues d'usage régulier les plus représentées sont celles de la migration, telles que l'espagnol (6%), le portugais (5%) et les langues des pays balkaniques (bosniaque, croate, monténégrin et serbe, 3%).

Des pistes pour de futures études

Les conclusions tirées des premières analyses de cette enquête sont aussi des pistes pour de futures études. Être actif sur le marché du travail, notamment dans une profession intellectuelle et scientifique, induit une plus grande probabilité d'utiliser plusieurs langues. Si le suisse-allemand est très ancré dans sa région linguistique, son utilisation régulière n'y est de loin pas autant généralisée parmi les immigrants de première génération que ne le sont le français en Suisse romande et l'italien en Suisse italienne. Enfin, les personnes utilisant régulièrement le romanche et les dialectes tessinois et italo-grison sont un peu plus âgées que le reste de la population, mais aussi plus polyglottes.

Les auteurs

Amélie de Flaugergues



Amélie de Flaugergues a obtenu son master en histoire économique et sociale à l'Université de Genève en 2006. Elle travaille depuis 2008 à l'Office fédéral de la statistique à Neuchâtel. En sa qualité de cheffe de projet de l'Enquête sur la langue, la religion et la culture, elle a géré la mise en œuvre de la première édition et a assuré la diffusion des

premiers résultats dans le domaine des pratiques linguistiques et dans celui des pratiques religieuses.

Yvon Csonka



Yvon Csonka dirige le domaine «Analyses thématiques et enquêtes» (section Démographie et migration) à l'Office fédéral de la statistique à Neuchâtel. Auparavant, de 2001 à 2009, il a été professeur ordinaire d'anthropologie à l'Université du Groenland. Il a étudié à l'Université de Neuchâtel (master en sciences sociales) et à l'École des hautes

études en sciences sociales à Paris (DEA en Histoire et civilisations), et a obtenu son doctorat en anthropologie sociale à l'Université Laval à Québec en 1992.

De langue maternelle à langue(s) principale(s): la langue définit-elle encore notre identité?

Alessia Marchionno, Université de Lausanne

Selon le recensement fédéral de 2014, plus de deux tiers des personnes résidant en Suisse utiliseraient régulièrement deux langues ou plus, qu'elles soient nationales ou non.¹ Le plurilinguisme en territoire helvète est bien plus que partiellement avéré et pour s'adapter à cette diversité linguistique l'Office fédéral de la statistique (OFS) a fait le choix d'abandonner le terme langue maternelle «au profit» de langue principale. Mais qu'est-ce que cela implique sur le lien existant entre la langue et notre identité? Possédons-nous encore une langue dite «maternelle» ou devrions-nous, peut-être à juste titre, la dénommer langue «principale»?

La première enquête sur la langue, la religion et la culture en Suisse, réalisée en 2014, a récemment été publiée par l'OFS. Les pratiques linguistiques de la population y sont présentées dans le premier chapitre ainsi que quelques définitions quant aux concepts utilisés. Parmi eux, celui de «langue principale», adopté depuis le recensement de 1990, pour définir «la langue dans laquelle une personne pense et qu'elle sait le mieux». L'OFS précise également que depuis 2010 il est possible d'indiquer trois langues principales au maximum, alors qu'auparavant une seule devait être mentionnée. Une décision en faveur du plurilinguisme qui révèle également une interprétation différente de la valeur actuelle des langues.

Langue maternelle: une dénomination culturelle

Le terme *langue maternelle* daterait du XII^e ou XIII^e siècles. Il serait apparu principalement dans les pays d'Europe occidentale pour désigner la langue de naissance, de la famille et de la patrie, rarement dissociées à l'époque.²

Selon Tulasiewicz et Adams (2005), l'attribution d'une valeur affective, si ce n'est sociale, à la langue transmise par la mère serait donc ancrée dans notre culture. En effet, les équivalences sont nombreuses, qu'ils s'agisse par exemple des langues latines (*lingua materna* en italien, *lengua materna* en espagnol, *língua materna* en portugais) ou germaniques (*Muttersprache* en allemand, *mother tongue* en anglais, *moedertaal* en néerlandais). En revanche, dans certaines langues slaves, comme le polonais (*język ojczysty*), c'est le père qui est pris en référence. Dans d'autres, telles que le russe (родной язык), la dénomination est plus neutre, associant à la première langue apprise la caractéristique de *native*.³

Définitions et ambiguïtés

Si le terme *langue maternelle* semble aujourd'hui poser problème, c'est parce que sa définition demeure toujours plus ambiguë. Dans l'opinion populaire, elle reste l'expression la plus fréquemment utilisée pour désigner la première langue que l'on a apprise. Or, on s'y réfère aussi très souvent pour déterminer la langue que l'on maîtrise le mieux. La définition peut ainsi être équivoque car la *première langue apprise* peut ne plus être celle que l'on maîtrise le mieux à l'âge adulte. Mais alors, quelle est donc notre langue maternelle? Celle qui nous est la plus familière, la plus spontanée, dans laquelle nous comptons, pensons et parlons au quotidien? Ou bien celle dans laquelle nous avons dit nos premiers mots, que l'on associe à l'enfance ou aux origines, même si elle n'est plus notre langue habituelle? Pour certains, l'une en déduit l'autre, mais ce n'est plus toujours le cas. C'est sans doute pour éviter tout type de confusion que l'OFS a tranché.

¹ Pratiques linguistiques en Suisse, OFS, Neuchâtel.

² <http://quaderna.org/de-quelle-langue-maternelle-parle-t-on-quand-on-parle-de-lecture/>

³ Le terme *native language* est aussi utilisé par les anglo-saxons pour indiquer la langue de naissance, mais dans le langage courant, les termes *native speaker*, définissant une personne maîtrisant parfaitement une langue qu'elle parle depuis la naissance, et *mother tongue* sont plus communément employés.

48 La langue principale, ou *première* selon différents linguistes, fait ainsi référence à la langue que l'on connaît le mieux et utilise le plus, tandis que la langue maternelle vient se ranger aux côtés de la langue *d'origine*.

Langue et identité

Qu'en est-il alors de la langue comme vecteur de notre identité? Selon différentes études, chaque individu aurait une identité linguistique qui indiquerait son appartenance à une communauté en particulier. Le Page et Tabouret-Keller (1985) affirmaient que la langue que l'on décide de mettre en avant définit notre «identité personnelle» ainsi que notre «rôle social». Le «comportement linguistique» d'une personne, comme le décrivent Lüdi et Py (2013), en dirait donc long sur nous-mêmes. Néanmoins, si auparavant l'identité linguistique allait souvent de pair avec celle nationale, au jour d'aujourd'hui cela n'est plus donné pour acquis. En contextes migratoires, la langue principale peut être la langue du pays d'adoption et non plus celle du pays d'origine, bien que l'on puisse se sentir encore très proche de ses racines. Et dans le cas des répertoires plurilingues, il est parfois difficile de définir une hiérarchie, car chaque langue peut appartenir à un contexte, un interlocuteur ou une situation en particulier.

Ainsi, à défaut d'avoir une seule langue qui définit une identité préétablie, l'évolution du plurilinguisme permettrait à nos multiples identités – personnelle, sociale, nationale – d'être représentées par différentes langues, pourquoi pas, *principales*.

Les langues, un outil de communication

Cependant, s'il semble plus difficile aujourd'hui de déterminer l'appartenance, quelle qu'elle soit, d'une personne rien qu'en l'écoutant parler, c'est peut-être parce que la valeur que l'on attribue aux langues a, elle aussi, évolué. Le monolinguisme, et bien heureusement, n'est plus préconisé et l'importance, la richesse et l'utilité des langues sont toujours plus souvent proclamées. Or, en choisissant la qualification de langue *principale*, bien qu'il s'agisse d'un concept nettement plus précis que celui de langue *maternelle*, n'ôterions-nous pas la dimension affective qui nous lie à la langue? Il ne s'agit plus d'une langue qui nous identifie et nous caractérise, à laquelle nous sommes attaché-e-s pour diverses raisons, mais d'une langue qui prime sur les autres, devenant par conséquent *secondaires*. Quel est donc le rôle de la langue? Etre l'outil *principal* de communication ou l'intermédiaire *expressif* qui détermine notre identité?

Est-ce qu'une question de langue(s)?

Ce questionnement pourrait toutefois s'élargir à la manifestation de notre identité en général. N'y aurait-il pas une tendance à vouloir *choisir* les différentes facettes de l'identité que l'on veut proclamer sans devoir forcément maintenir celles innées? Dans cette optique, la langue pourrait être un bon moyen d'y contribuer. Si, au contraire, nous tenons à les préserver, les qualificatifs de la langue – maternelle, d'origine, native, principale, première, deuxième, etc. – sont à considérer comme des «figures identitaires» très significatives mises à notre disposition.

Références

- Office fédéral de la statistique (OFS). «Pratiques linguistiques en Suisse», *Premiers résultats de l'Enquête sur la langue, la religion et la culture 2014*. Publication parue le 5 octobre 2016, Neuchâtel, numéro OFS: 1612-1401.
- Le Page, Robert Brock & Tabouret-Keller, Andrée. 1985. *Acts of identity: Creole-based approaches to language and ethnicity*, Cambridge; London: Cambridge University Press.
- Lüdi, Georges & Py, Bernard. 2013. *Etre bilingue, 4^e édition*, Berne: P. Lang.
- Rivière, Marie. 2012. «De quelle langue maternelle parle-t-on quand on parle de lecture?» in *Quaderna*, pp. 1-18. Mis en ligne le 7 mars 2014. URL permanente: <http://quaderna.org/de-quelle-langue-maternelle-parle-t-on-quand-on-parle-de-lecture/>
- Tulasiewicz, Witold & Adams, Anthony. 2005. *Teaching the mother tongue in a multilingual Europe*, London; New York: Continuum.

L'auteure

Alessia Marchionno



Alessia Marchionno (1992) termine un Master ès Lettres à l'Université de Lausanne, où elle a étudié l'italien et l'anglais. S'étant spécialisée en «Analyse des discours et de la communication publics», elle a effectué un stage à l'ASSH. Alessia est actuellement en train de rédiger son mémoire sur *l'identité linguistique des immigrés italiens en Suisse* et se destine à l'enseignement de l'anglais et de l'italien aux secondaires I et II.

La Suisse peine à compter ses bilingues

François Grosjean, Psycholinguiste, Université de Neuchâtel

50

Il ne se passe pas un jour sans que l'on parle des langues en Suisse, et pourtant le pays est à la peine lorsqu'il s'agit de compter ses habitants bi- ou plurilingues.

En juin 2012, dans un communiqué de l'Office fédéral de la statistique (OFS), on a appris avec stupéfaction que seulement 15,8% de la population déclare parler plusieurs langues et est donc bi- ou plurilingue. Le pourcentage reposait sur les réponses à la première question sur les langues du recensement de 2010 (la/les langue(s) dans la(les)quelle(s) l'on pense et que l'on sait le mieux). Cette définition très restrictive du bilinguisme a abouti à ce que des pays largement monolingues, notamment notre grand voisin francophone, pouvaient se targuer de compter proportionnellement plus de bilingues que la Confédération!

Une augmentation étonnante

Heureusement, grâce à de nouveaux calculs de l'OFS effectués l'année suivante,¹ ceux-ci fondés sur les réponses aux deuxième et troisième questions portant sur les langues [«Quelle(s) langue(s) parlez-vous habituellement à la maison/avec les proches» (question 2) et «... au travail/au lieu de formation» (question 3)], le pourcentage avait plus que doublé, se situant à 41,9%.

Lorsque le 5 octobre 2016, l'OFS a publié un communiqué de presse intitulé «Une Suisse polyglotte», nous nous attendions à une petite rectification des résultats de l'analyse de 2013. En effet, elle ne tenait pas compte de toutes les langues possibles (onze seulement) et certaines personnes étaient exclues du recensement comme, par exemple, les fonctionnaires internationaux, les membres de leur famille, et les personnes qui vivent dans un ménage collectif.

Or, au lieu de voir apparaître un nombre légèrement supérieur, nous apprenions avec étonnement que près de deux tiers (64%) de la population utilisent régulièrement plus d'une langue. Nous sommes donc passés en trois ans de 41,9% à 64%, sans parler des 15,8% au départ! Pourquoi un saut aussi important du pourcentage en si peu de temps?

Une question de définition

Si l'on examine de près le document de l'OFS sur lequel est basé le nouveau résultat, «Pratiques linguistiques en Suisse»,² nous constatons quelques faits surprenants. Premièrement, dans la terminologie utilisée par l'enquête, «usage régulier» ou «langues utilisées régulièrement» sont définis comme toutes langues utilisées au moins une fois par semaine, à l'oral, à l'écrit ou pour lire, dans différents contextes – dans le ménage, en dehors de celui-ci, dans le cadre du travail, mais également pour lire durant les loisirs et pour regarder la télévision, écouter la radio, et même naviguer sur internet! Le critère est donc beaucoup plus large que ceux utilisés auparavant, et explique en partie le nouveau résultat. En l'élargissant ainsi, et en acceptant le seul fait, par exemple, de naviguer sur internet dans une langue autre que la sienne, une seule fois par semaine, on aboutit à coup sûr à la surévaluation du nombre de personnes qui utilisent plus d'une langue.

Langues et dialectes considérés comme une langue

D'ailleurs, avec un concept aussi large, et sachant que tout enfant apprend au moins deux langues autres que la sienne à l'école, on se demande pourquoi il n'y a que 64% d'habitants qui tombent dans cette catégorie. La réponse se situe à la page 8 du rapport. En effet, l'OFS s'est à nou-

veau servi d'une approche surprenante déjà utilisée dans l'analyse des résultats de la première question du recensement de 2010. L'allemand et le suisse-allemand, l'italien et le dialecte tessinois ou italo-grison sont tout simplement considérés comme une seule langue! Ces bilinguismes-là n'existent plus, tout au moins dans ce chapitre du document (ils réapparaissent dans le chapitre suivant!), et nous sommes donc face à une sous-estimation du pourcentage qui aurait été obtenu si langues et dialectes avaient été comptabilisés séparément.

Une comparaison internationale ratée

Enfin, il est dommage qu'une comparaison internationale n'ait pas été envisagée lors de la préparation de cette nouvelle enquête car les résultats de celle-ci sont maintenant difficiles à intégrer dans une étude comparative. Dans le décompte des bilingues d'autres pays, il s'agit souvent de langues utilisées tous les jours / presque tous les jours, ou de langues parlées à la maison et au travail, à savoir un usage fréquent de deux ou plusieurs langues.³ Pourquoi ne pas avoir tenté de se rapprocher de ce qui se fait ailleurs depuis plusieurs années? Verra-t-on un jour un pourcentage global qui reflète réellement la proportion de bi-/plurilingues dans notre pays, en séparant, comme il se doit langues et dialectes?

L'auteur

François Grosjean



Professeur honoraire à l'Université de Neuchâtel, François Grosjean est l'auteur de plusieurs ouvrages sur le bilinguisme, notamment *Parler plusieurs langues: le monde des bilingues* (Albin Michel, 2015). Psycholinguiste de formation, cofondateur de la revue *Bilingualism: Language and Cognition* (Cambridge University Press), il tient égale-

ment un blog chez *Psychology Today* où il présente la recherche sur le bilinguisme au grand public.

51

¹ Voir «L'OFS rectifie: près de la moitié des Suisses sont bilingues», Le Temps, 3 juin 2013.

² <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/langues-religions.assetdetail.1000171.html>

³ Voir les détails dans le premier chapitre de *Parler plusieurs langues: le monde des bilingues* (Albin Michel, 2015) de François Grosjean.

Beziehung zwischen Dialekt und Hochdeutsch

Annelies Häcki Buhofer, germanistische Linguistik,
Universität Basel

52 *Im Vergleich zu anderen Sprachregionen ist in der Deutschschweiz der Dialekt omnipräsent und omnivalent. Wie sich das auf das Verhältnis zu den anderen Landesteilen auswirkt, ist ein viel diskutiertes Thema. Nicht nur die Sprachwissenschaftler interessieren sich dafür, sondern auch die Deutschschweizer und die Zugezogenen. Angegangen und beurteilt wird das Thema allerdings unterschiedlich.*

Insbesondere die Frage, ob Hochdeutsch in der deutschen Schweiz eine Muttersprache oder eine Fremdsprache ist, wird seit Jahrzehnten als beliebtes Diskussionsthema an Fondueabenden ebenso wie in universitären Lehrveranstaltungen aufgegriffen. Wer Hochdeutsch als Fremdsprache empfindet und bezeichnet, kann dadurch ein Unbehagen und gefühltes Ungenügen beim Hochdeutschsprechen zum Ausdruck bringen. Wird der Dialekt als eigene Sprache gesehen und geschätzt, gibt es aber auch einen gewissen Stolz auf die individuelle und die gesellschaftliche frühe schulische «Mehrsprachigkeit»: Hochdeutsch als erste Fremdsprache, die man in der Schule lernt.

Allerdings kommen die meisten Kinder schon mit Kenntnissen des gesprochenen Hochdeutsch in den Kindergarten. Sie lernen es in ihrem sozialen Umfeld, durch Vorlesen und beim Fernsehen. Zudem ist aus sprachwissenschaftlicher Perspektive offensichtlich, wie viel strukturelle und lexikalische Gemeinsamkeiten die Deutschschweizer Dialekte und die deutsche Standardsprache haben. Vor diesem Hintergrund ist das Hochdeutsche keine Fremdsprache, sondern eine Variante der Erstsprache.

«Schlächttütsch», aber beliebt

Als vorbildliche Sprache gilt der Dialekt trotz grundsätzlich positiver Einstellung nicht. Die Konzeption der Diglossie, worunter man eine funktionale Aufteilung zweier Sprachformen – wie Dialekt und Hochsprache – versteht, bezeichnet die eine der beiden Sprachformen in der Theorie als diejenige mit dem höheren Prestige. Zwar ist das Schweizerdeutsche in der gesprochenen Sprache

die dominante Sprache, die weitaus beliebtere, die unmarkierte Sprachform, aber Prestige im eigentlichen Sinne hat sie nicht unbedingt.

Spracherwerb mit Tücken

Der Deutschspracherwerb der anderssprachigen Schweizerinnen und Schweiz erfolgt zunächst in den meisten Fällen als gesteuerter Spracherwerb des Hochdeutschen. Dabei spielt – je nach Lehrmittel – die Varietät des Schweizerhochdeutschen kaum eine Rolle. Der oder die Deutschschweizer Dialekte tun dies erst recht nicht. Die Bereitschaft zu Lernprozessen hat viel mit Einstellungen zu tun. Einen (negativen) Einfluss hat die Tatsache, dass das Hochdeutsch, das in der Schule gelernt wird, in der deutschen Schweiz im Alltag wenig verwendet und tendenziell ungern gesprochen wird. Dabei wäre es einfacher, sich auf eine komplexe Sprachsituation einzulassen, wenn sie als positiv beurteilt wird. Ohnehin ist das Deutsche – wie umgekehrt (aber etwas weniger ausgeprägt) das Französische – in der Schule nicht sonderlich beliebt. Weil zudem das Englische zur Verfügung steht, das für beide Seiten die beliebtere, «cooler» Sprachwahloption darstellt, geraten die Landessprachen in die zweite Reihe der emotionalen Priorität.

Tessiner im Vorteil

Was die italienische Schweiz betrifft, so ist für die Sprachlernenden die Sprachsituation in der deutschen Schweiz analog komplex, aber es gibt ein deutliches Dominanzgefälle der Sprachen: Wer in der Schweiz arbeiten will und nicht im Tessin bleibt, muss entweder Deutsch und/oder Französisch – und je nach Stellenkontext Englisch – lernen, kann dann aber auch vier Sprachen, was ein Wettbewerbsvorteil ist. Noch stärker ist eine unvermeidbare Deutschorientierung in der schulischen und beruflichen Ausbildung in der Rätromanischen Schweiz. Es kann daraus ebenso eine Viersprachigkeit resultieren, die aber als solche auf dem Arbeitsmarkt weniger nachgefragt ist.

Binnennationale Verständigung

Die Dialekte machen das ungesteuerte Sprachlernen nicht einfacher. Ein Nebeneinander von Standardsprache und verschiedenen Dialekten – wichtig im mündlichen, aber nicht im schriftlichen Gebrauch – macht die Sprachsituation für Nicht-Deutschsprachige komplexer, aber insgesamt auch reicher. Die Frage nach der Bedeutung der Dialekte für die Standardsprache hat zudem eine historische Tiefendimension. Es sind die deutschen Dialekte, die die Hochsprache zu einer grossen und vielfältigen Sprache gemacht haben.

Anpassungsfähigkeit fördert das Verständnis

Wenn die DeutschschweizerInnen aus Bequemlichkeit oder Unsicherheit nicht bereit sind, im Gespräch mit Nicht-Deutschsprachigen Hochdeutsch zu sprechen, verlangt das von deren Seite mehr Anpassungsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit. Es gibt in den Dialekten ein grosses Formenangebot, in manchen Hinsichten sogar in einem kleinräumigen Gebiet wie dem Kanton Zug. Für die Rezeption ist die Formenvielfalt zunächst einmal eine zusätzliche Aufgabe, die sich allerdings nach einer Phase der Herstellung der Relation (wie tönt das hochdeutsche Wort auf Schweizerdeutsch), die schon Kindergartenkindern möglich ist, reduziert. Was die Produktion betrifft, so ist sie im ungesteuerten Spracherwerb relativ unproblematisch – man übernimmt die salienten Formen der sozialen Umgebung, lernt allerdings mit Vorteil die Differenz der schweizerdeutschen zur hochdeutschen Form.

Nur Dialekt ist schwierig

Es lässt sich also insgesamt nicht bestreiten, dass das Lernen von Deutsch als Fremdsprache in der Schweiz – insbesondere in den nicht deutschsprachigen Gebieten – komplexer ist durch die Diglossiesituation. Nicht im konkreten schulischen Unterricht, in dem der Dialekt keine Rolle spielt, aber in der Perspektive auf den späteren Sprachgebrauch, in der emotionalen Vorwegnahme der Schwierigkeiten, die man in Gesprächssituationen erwar-

53 tet, in denen die Deutschschweizer rücksichtslos Dialekt sprechen oder Englisch bevorzugen. Allerdings hat sich in den bald 40 Jahren Beobachtung des Deutschschweizer Sprachverhaltens die Situation insofern geändert, als die Bereitschaft wächst, im Gespräch auf Hochdeutsch umzustellen – dies vor dem Hintergrund, dass viele jüngere und junge Leute vielfältigere Kontakte und Erfahrungen mit anderen Sprachen und auch dem Hochdeutschen im gesprochenen Bereich haben und diese Erfahrung in den eigenen Sprachgebrauch integrieren.

Interaktives Sprachenlernen

Auch das Lernen von Deutsch als Zweitsprache in der deutschen Schweiz ist durch die Diglossiesituation mitgeprägt: Für die soziale Integration sollten insbesondere Kinder den lokalen Dialekt lernen. Für den schulischen Erfolg ist das Hochdeutsche unmittelbar prioritärer. Aber die gegenseitigen Abhängigkeiten von sozialer und schulischer Integration bzw. vom Lernen in verschiedenen Situationen sind vielfältig und ebenso erleichternd wie erschwerend – und wenn es gelingt, dass sowohl Kinder als auch Erwachsene in eine interaktive Dynamik des gesteuerten und des ungesteuerten Spracherwerbs hineinwachsen, können auch Lernende am Reichtum dieser Situation teilhaben.

Zur Autorin

Annelies Häcki Buhofer



Dr. Annelies Häcki Buhofer war von 1989 bis 2015 Professorin für germanistische Linguistik an der Universität Basel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Phraseologie, Spracherwerb, Sprachsituation der deutschen Schweiz, Onomastik. Sie ist Leiterin von Forschungsprojekten zum Baseldeutschen, zu Kollokationen etc., in denen verschiedene Wörterbücher erarbeitet wurden.

Migrationssprachen und ihr Einfluss auf die Landessprachen

Stephan Schmid, Universität Zürich

54

Wie funktioniert das Nebeneinander von Herkunfts- und Ankunftssprache bei Migranten? Welche kommunikativen Szenarien eröffnen sich für die Einwanderer der ersten und zweiten Generation, und inwiefern hat sich das Zusammenspiel zwischen Erst- und Zweitsprache in den letzten Jahrzehnten verändert? Welchen Einfluss haben Migrationssprachen auf die Landessprachen?

Das 3-Generationen-Modell

Die klassische Migrationssoziologie ging lange von einer Art 3-Generationen-Modell aus, welches aufgrund der Erfahrungen des *Melting Pot* der USA entwickelt wurde (Fishman 1972). Bei der ersten Generation bestünde demnach eine «schwache» Zweisprachigkeit, in welcher die Sprache des Einwanderungslands oft nur bruchstückhaft erworben und zuhause kaum verwendet wird. Die zweite Generation würde dagegen einen mehr oder weniger «ausgeglichene» Bilingualismus aufweisen, während schliesslich bei der dritten Generation nur noch Fragmente der ursprünglichen Herkunftssprache vorhanden wären. Hinter diesem Modell steht im Wesentlichen ein Konzept der kulturellen und sprachlichen Assimilation, an deren Ende eine einsprachige Bevölkerung entsteht.

Mehrsprachigkeitsszenarien in der Schweiz: die erste Einwanderergeneration

Auch wenn die Forschungslage zur sprachlichen Integration der nach dem Zweiten Weltkrieg eingewanderten Fremdarbeiter in der Schweiz nicht gerade ergiebig ist, so lassen sich doch gewisse Tendenzen erkennen. Während in der Romandie und insbesondere im Tessin die Umgebungssprache eher auch zuhause verwendet wird, ist dies in der Deutschschweiz weniger der Fall (Lüdi & Werlen 2005). So scheint sich etwa die Verwandtschaft des Spa-

nischen mit dem Französischen und dem Italienischen erleichternd auf den Erwerb der Ankunftssprache auszuwirken, während umgekehrt in der Deutschschweiz die Diglossie zwischen Dialekt und Hochsprache die sprachliche Integration der Zuwanderer erschwert.

Nichtsdestotrotz sprechen die meisten Arbeitsimmigranten in der Deutschschweiz eine Lernervarietät des Deutschen, die sowohl Elemente der Standardsprache als auch des Dialekts enthält. In der Deutschschweiz ist daneben seit den 1970er-Jahren ein zusätzliches Szenario entstanden, wo das Italienische – also eine nicht territoriale Landessprache – in gewissen Berufsfeldern als *Lingua franca* dient (Moretti 2005).

Gelebte Mehrsprachigkeit in der zweiten Einwanderergeneration: Code switching

Die wohl auffälligste Form des Sprachkontaktes zwischen Migrations- und Landessprachen besteht im wechselnden Gebrauch von zwei Sprachen in ein und derselben Gesprächssituation. Dieses in der internationalen Forschungsliteratur unter dem Begriff *Code switching* bekannte Phänomen erfreut sich in der Deutschschweiz seit den 1980er-Jahren grosser Beliebtheit – insbesondere unter italienischsprachigen Jugendlichen, aber auch bei Sprechern mit anderen Herkunftssprachen wie dem Spanischen oder dem Albanischen. Solche verbale Akrobatik ist keineswegs ein Zeichen mangelnder Sprachkompetenz, sondern setzt vielmehr die unmittelbare Verfügbarkeit beider Sprachen beim bilingualen Individuum voraus. Der kontinuierliche Sprachwechsel ermöglicht einerseits die Aktivierung bestimmter diskursiver und interaktionaler Strategien, welche das kommunikative Potenzial der Mehrsprachigkeit ausschöpft; andererseits dient die zweisprachige Rede dem Ausdruck einer bikulturellen Identität.

Einfluss der Migrationssprachen auf die Landessprachen

Beim *Code switching* bleiben die verwendeten Sprachsysteme an sich unverändert; die für Lerner Sprachen typischen Interferenzen durch die Erstsprache sind eher selten. Um die Jahrtausendwende sind hingegen unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund neue Sprechweisen des Schweizerdeutschen entstanden, die sich vom traditionellen Dialekt in gewissen Merkmalen unterscheiden; dazu gehören neben typischen Diskursmarkern vor allem Eigenheiten der Aussprache (Schmid 2011). Inwieweit diese sprachlichen Stereotype dem Ausdruck einer allochthonen Identität dienen oder ob sie auch Teil der autochthonen Jugendsprache sind, ist noch unklar. Ein SNF-Projekt an der Universität Zürich soll nun versuchen, diese Frage zu klären.

Literatur

- Fishman, J. (1972). *The sociology of language. An interdisciplinary social science approach to language in society.* Rowley: Newbury House.
- Lüdi, G. & Werlen, I. (2005). *Sprachenlandschaft Schweiz.* Neuchâtel, Bundesamt für Statistik.
- Moretti, B. (2005). *Il laboratorio elvetico.* In id. (a cura di). *La terza lingua* (pp. 17–79). Bellinzona: Osservatorio linguistico della Svizzera italiana.
- Schmid, S. (2011). *Pour une sociophonétique des ethnolectes suisses allemands,* *Travaux neuchâtelois de linguistique*, 53, 93–109.

Zum Autor

Stephan Schmid



Dr. Stephan Schmid ist Titularprofessor für italienische Sprachwissenschaft und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Phonetischen Laboratorium der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Phonetik des Schweizerdeutschen und der romanischen Sprachen, Sprachkontakt, Zweitspracherwerb.

55

Fremdsprachenunterricht: Wissenschaft, Mission und Politik

Raphael Berthele, Alexandre Duchêne, Thomas Studer

56 In der Debatte rund um das Fremdsprachencurriculum in der Schweiz verweisen verschiedene Akteure aus Politik, Kultur und Wissenschaft immer wieder auf wissenschaftliche Erkenntnisse, um ihre Sicht der Dinge zu stützen oder die Sicht anderer zu kritisieren. Doch sprachpädagogische Reformen basieren weder auf ausreichender wissenschaftlicher Evidenz, noch wird über sie wissenschaftlich diskutiert.

Ein entscheidender Unterschied zwischen Wissenschaft und Politik ist, dass sich in Ersterer die kritische Grundhaltung auch gegen die eigene Arbeit wenden sollte. Gute Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben Freude an kontroversen Diskussionen und an einem Gegenüber, das Schwachstellen in der eigenen Arbeit aufzeigt: Dies erlaubt, diese Arbeit in Zukunft besser zu machen.

Sprachenpolitische Entscheidungen beruhen nur selten auf ausreichender wissenschaftlicher Evidenz. Die Substitution eines sprachpädagogischen Paradigmas A durch ein reformiertes Paradigma B kann dann als ausreichend abgestützt betrachtet werden, wenn

1. B (im Gegensatz zu A) es dem System erlaubt, in der angezielten Schülerpopulation genau die Kenntnisse oder Kompetenzen aufzubauen, die bildungspolitisch gewünscht sind,
2. dies mit B besser funktioniert als mit A; oder aber, wenn B ein Ziel verfolgt, das in A noch nicht enthalten war, so sollen zumindest begründete Aussichten bestehen, dass dieses neue Ziel mit B erreicht werden kann,
3. B sich mit den übrigen der Schule zugeschriebenen Aufgaben verträgt und mit ihren Ressourcen leistbar ist.

Um das Zutreffen dieser drei Bedingungen zu erforschen, muss der Effekt von B im Kontrast zu A mittels Methoden der Lehr- und Lernforschung untersucht werden. Dies ist anspruchsvoll und bedingt Studien in verschiedenen Kontexten, mit grossen Stichproben, vielen Variablen und Ebenen, die mitmodelliert werden müssen. Das in der Sprachendidaktik verbreitete Ziel, zu zeigen, dass B besser ist, bringt die sattsam bekannten Bestätigungsfehler mit sich und muss ersetzt werden durch die Frage, ob B besser ist. Zudem braucht es auch qualitative Analysen von Praktiken, die es erlauben, zu verstehen, was in bestimmten institutionellen Kontexten ausgehend von bestimmten didaktischen Prämissen tatsächlich passiert.

Ausserdem fragt Wissenschaft, anders als Politik, auch danach, weshalb gewisse Reformen in Angriff genommen werden und welche oft impliziten Theorien und Erwartungen ihnen zugrunde liegen. Warum und wie wird der Sprachenunterricht zur Bühne für Debatten und ideologische Grabenkämpfe? Was sind die sozialen Fragen, die diesen Debatten zugrunde liegen? Schliesslich gilt es auch, die Konsequenzen von sprachpädagogischen Reformen zu analysieren, und herauszufinden, wem die Reformen nützen und wem nicht.

Wissenschaftliche Beweise und andere Doxa

Sozial- und geisteswissenschaftliche sowie politische Debatten teilen gewisse Charakteristika, beide sind beispielsweise nie völlig wert- und ideologiefrei. In zentralen Aspekten unterscheiden sie sich aber auch, was die Vereinnahmung wissenschaftlicher Erkenntnisse durch die Politik zumindest erschweren sollte:

1. **Polyphonie und Debatte statt Einheitsmeinung:** Wissenschaftliches Wissen existiert selten ohne Kontroversen um Kategorien, Theorien und Normen: Gibt es ein Schweizer Hochdeutsch oder gar mehrere? Gibt es Serbokroatisch? Wer ist ein Migrant? Was ist gute Sprachkompetenz? Wer ist ein kompetenter Sprecher einer bestimmten Sprache?
2. **Unsichere Kausalitäten:** Schafft Sprache nationale und soziale Kohäsion oder sind Sprachkompetenzen das Ergebnis von Kohäsion?
3. **Instabilität des Wissens:** Wissenschaftliches Wissen kommt so zustande, dass es kritisierbar bleibt und ständig wächst und korrigiert werden kann.
4. **Problemexplosion:** Mit jeder Frage, die halbwegs beantwortet werden kann, tun sich immer mehrere neue Fragen auf.

Die aktuell debattierte Reform des Sprachcurriculums in der Schweiz basiert auf Empfehlungen von Sprachfachleuten, die in der Regel ein sprachphilologisches Studium hinter sich haben. Sie sind weder ExpertInnen für Hirnforschung noch für kognitive Entwicklung und Lernen, und schon gar nicht für Soziologie oder Politologie. Trotzdem werden oft Bruchstücke aus diesen Disziplinen verwendet – sofern sie die eigenen Überzeugungen zu stützen scheinen. Sprachendidaktische Empfehlungen müssen auf ausreichender Evidenz basieren, und zwar nicht in Form von Verwendung halb- oder falschverstandener Erkenntnisse aus Nachbardisziplinen, sondern in Kenntnis der theoretischen und methodischen Probleme, die hinter dieser Evidenz stehen. Dies bedeu-

57 tet, dass Forschende der angewandten Linguistik und SprachendidaktikerInnen wissenschaftlich polyvalent sein müssen: Um den Sprachenunterricht voranzubringen, sollten Befunde der Bezugswissenschaften nicht nur bekannt sein und beurteilt werden, sondern es sollte auf dieser Basis selbst geforscht werden.

Mission als Problem

Viele SprachendidaktikerInnen neigen zu einer missionarischen Grundhaltung: Sie lieben Sprachen (mindestens die, für die sie sich spezialisiert haben), sie lernen gerne Sprachen, sie möchten, dass alle möglichst viele Sprachen möglichst gut lernen, und sie sind auch überzeugt, dass eine Welt, in der die Menschen mehrere Sprachen können, eine bessere Welt ist. Wir mögen diese Werte teilen, als Wissenschaftler sollten wir sie jedoch besser nicht zu unserer Mission machen. Unser Kerngeschäft ist es, möglichst unabhängig von unseren persönlichen Präferenzen nach Gründen zu suchen, warum bestimmte Resultate so sind, wie sie sind, und inwiefern wir sie als Aufforderung verstehen sollen, Vorannahmen und Theorien zu revidieren.

Die aktuell diskutierten sprachpädagogischen Reformen basieren weder auf Studien, die den oben aufgezählten Kriterien entsprechen, noch wird über sie wissenschaftlich diskutiert. Resultate und Erkenntnisse werden selektiv herausgepickt, interpretiert (dieselben Arbeiten typischerweise mal für, mal gegen «Frühfranzösisch») und kritisiert, um das eigene sprachpolitische Ziel als wissenschaftlich zu verteidigen. Da praktisch jeder Mensch Sprache(n) kann, ist jeder ein Experte. Ein Stück

weit ist das im sprachpolitischen Rahmen auch richtig so, denn letztlich ist Sprachenpolitik eben Politik, und es ist nicht überraschend, dass Forschungsbefunde auch für politische Kampagnen instrumentalisiert werden. Problematisch wird es erst dann, wenn die Wissenschaft sich der politischen Logik verschreibt. Wir bemühen uns im Rahmen unserer pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeit, diese wichtigen Fragen mit wissenschaftlicher Rigorosität anzugehen. Einige unserer Studien mögen dabei die eine sprachpolitische Schlussfolgerung nahelegen, andere hingegen genau das Gegenteil. Wer uns dies zum Vorwurf macht, lobt uns als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wir verleugnen dabei unsere persönlichen Überzeugungen nicht, aber wir hinterfragen sie im Forschungsprozess kritisch, auch im Austausch mit Nachbardisziplinen. Unsere Forschungsideen und -resultate werden laufend von Kolleginnen und Kollegen bewertet. Wir ärgern uns über schlechte Gutachten und freuen uns über die wenigen positiven Gutachten, wenn endlich jemand die wahre Genialität unserer Arbeit verstanden hat.

Wer die Fähigkeit zur Distanzierung von eigenen Werten und Normen nicht besitzt oder entwickelt, schadet langfristig dem Ruf seiner Disziplin. Eine wissenschaftlich fundierte Sprachendidaktik kann nicht reine Programmatik verkünden, sondern muss selbstkritisch und differenziert darstellen, welche Didaktik man eventuell als Verbesserung betrachten könnte, immer im Wissen darum, dass sich zeigen könnte, dass man falsch lag. Was die wissenschaftliche Fundierung der Sprachendidaktik behindert, ist ihre zu grosse Ambition bei zu wenig Selbstkritik.

Weitere Informationen

Dieser Text ist eine gekürzte Version einer im Juli 2016 verfassten Stellungnahme: <https://doc.rero.ch/record/277489>

Zu den Autoren

Raphael Berthele



Prof. Dr. Raphael Berthele ist Linguist und hat in Freiburg, Tübingen, Berkeley und Bern studiert und gearbeitet. Er hat das Freiburger Institut für Mehrsprachigkeit mitgegründet und ist für die Freiburger Masterprogramme in Mehrsprachigkeitsforschung und Fremdsprachendidaktik verantwortlich. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem

Alexandre Duchêne



rezeptive Kompetenzen und kognitive Linguistik, immer mit einem Fokus auf mehrsprachige Individuen.

Dr Alexandre Duchêne est professeur de sociologie du langage à l'Université de Fribourg et membre de la direction de l'Institut de plurilinguisme. Ses recherches portent sur les liens entre langage, inégalités sociales et économie politique.

Thomas Studer



Dr. Thomas Studer ist Professor für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der Universität Freiburg/Fribourg sowie Direktionsmitglied des Instituts für Mehrsprachigkeit und des wissenschaftlichen Kompetenzzentrums für Mehrsprachigkeit in Freiburg/Fribourg. Zu seinen hauptsächlichen Arbeitsgebieten in Lehre und Forschung gehören die Sprachlehr- und Sprachlernforschung, die Fremdsprachen- und Mehrsprachigkeitsdidaktik sowie das Testen und Prüfen.

Mehrsprachigkeit auf dem Arbeitsmarkt

Georges Lüdi, Universität Basel

Eine 2016 publizierte Strukturanalyse des BFS belegt, dass über ein Viertel der Schweizer Bevölkerung mindestens einmal pro Woche in verschiedenen Kommunikationssituationen drei oder mehr Sprachen benutzt.¹ Dies gilt auch für die Arbeitswelt, trotz des verbreiteten Stereotyps, dass es dort ausser Englisch keiner weiteren Fremdsprachen bedürfe. In der Tat ergibt eine Analyse der Sprachverwendung am Arbeitsplatz ein viel differenzierteres Bild.

Aus der Forschung ist seit längerem bekannt, dass mehrsprachige Menschen kognitive und soziale Vorteile geniessen (Bialystok 2009, Compendium 2009; Furlong 2009). Generell scheint Mehrsprachigkeit namentlich die Kreativität günstig zu beeinflussen, sei es auf sprachlicher, kognitiver (Alternativen im Denken und in der Weltwahrnehmung), interaktionaler (kommunikative Flexibilität) oder gar strategischer Ebene (Vorteile beim Verhandeln, bei der Entschlussfassung, beim Problemlösen etc.). Die Erfahrung der befragten Manager bestätigt diese Ergebnisse und überträgt sie auf gemischte Teams:

[In mixed-teams] «interaction, naturally is more visceral, it's more probing and therefore more cocreative, and generative and emergent (...). It's more meeting each other in a space in the middle where new meanings emerge, and new creations of course. New ideas and innovations.» (Manager, Human resources, Agro A)

Gemäss einer uralten sozialen Vorstellung stellt die Sprachenvielfalt in erster Linie ein Problem dar, welches heute durch eine auf Englisch als Lingua franca gegründete Diskursgemeinschaft gelöst werden soll (Kekulé 2010; Wright 2010). Freilich gibt es «Nebenwirkungen» wie von der Sprachenwahl erzeugte soziale Spannungen (Truchot

2015), aber auch negative Auswirkungen auf die Qualität der Arbeit aufgrund mangelnder Kreativität, Exklusion, eines Informationsverlusts und eingeschränkten Wohlbefindens (Lüdi et al. eds. 2016). Nicht ohne Grund tritt die globale Lingua franca auf Websites multilingualer Unternehmen zusammen mit zahlreichen lokalen Sprachen auf (Lüdi et al. eds. 2016). In sprachlich und kulturell gemischten Teams in Labors, Spitälern usw. benutzen die Betroffenen eine Vielfalt von kommunikativen Strategien, darunter an prominenter Stelle Sprachmischungen. Dies gilt sogar in den Chefetagen, wie ein leitender Angestellter aus der Pharmaindustrie berichtet:

[...] ich hab da zum ersten Mal ein Meeting einer total erneuerten Jury leiten müssen, zehn ganz neue Leute, oder? Sie mal zusammenbringen, da findet man eine Sprache, das ist eine Mischung zwischen Basler Hochdeutsch und Englisch, oder, das ist unser Esperanto, das wir jetzt gefunden haben, [...] da kommen kreative Prozesse in Gang; wir haben die Sprache [sc. Sprachkorrektheit] ausgeblendet, oder, und haben da in unserem Kauderwelsch-Esperanto diskutiert. (aus dem Schweizerdeutschen übersetzt)

Englisch als Lingua franca ist also oft keineswegs «rein», sondern deckt eine ganze Bandbreite von Kommunikationsstrategien ab und entspricht in vielen Fällen recht eigentlich einer Form mehrsprachiger Rede (Berthoud et al. 2013).

Derartige Mischformen vertragen sich schlecht mit der Vorstellung, wonach Mehrsprachige gleichsam in einer Person mehrere Einsprachige kombinieren. Individuelle Mehrsprachigkeit entsteht vielmehr aus der Integration von mehreren Sprachen oder Varietäten in eine holistisch verstandene «Multikompetenz» (Cook 2008), welche Elemente aus unterschiedlichen Registern und Sprachen

¹ Pratiques linguistiques en Suisse. Premiers résultats de l'Enquête sur la langue, la religion et la culture 2014.

enthalten, die oft zu einem sehr unterschiedlichen Grad beherrscht werden. Besonders gefragt sind auf dem Schweizer Arbeitsmarkt neben Englisch auch Deutsch und Französisch, namentlich bei KMUs (Andres et al. 2005). Bei der Vernehmlassung zu einer Änderung des Sprachengesetzes haben sich denn auch der Arbeitgeberverband, der Gewerbeverband, der Hotelierverband und die Gewerkschaften für die Beibehaltung des Französischen an der Primarschule ausgesprochen, weil zusätzliche Fremdsprachen – auch und besonders andere Landessprachen – Personen und Unternehmen auf dem Arbeitsmarkt kompetitive Vorteile versprechen.

Zum Autor

Georges Lüdi



Georges Lüdi ist Professor emeritus der Universität Basel. Er forschte unter anderem über Sprachen der Immigration, Mehrsprachigkeit und Kommunikation am Arbeitsplatz, war Deputy coordinator des Europäischen European DYLAN Project, Präsident der SSG und Vorstandsmitglied der AILA. Ehrungen: Offizier im Ordre national du mérite (Frankreich) und Doktor h.c. (Universität Neuchâtel).

Literatur

- Andres, Markus, Kati Korn, Frank Barjak, Alexandra Glas, Antje Leukens, und Ruedi Niederer. 2005. *Fremdsprachen in Schweizer Betrieben. Eine Studie zur Verwendung von Fremdsprachen in der Schweizer Wirtschaft und deren Ansichten zu Sprachenpolitik und schulischer Fremdsprachenausbildung*. Olten: Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.
- Berthoud, Anne-Claude, Grin, François, und Lüdi, Georges (eds.) 2013. *Exploring the Dynamics of Multilingualism. Results from the DYLAN project*, Amsterdam: John Benjamins.
- Bialystok, Ellen. 2009. Bilingualism: The good, the bad, and the indifferent. *Bilingualism: Language and Cognition* 12 (1), 3–11 (First published online 14 August 2008).
- Compendium. 2009. *Study on the contribution of multilingualism to creativity. Compendium Part One: Multilingualism and creativity: Towards an evidence-base*. Brussels: European Commission [http://eacea.ec.europa.eu/llp/studies/documents/studyonthecontributionofmultilingualismtocreativity/compendiumpart1en.pdf].
- Cook, Vivian. 2008. *Second Language Learning and Language Teaching*. London: Arnold.
- Furlong, Aine. 2009. «The relation of plurilingualism/culturalism to creativity: a matter of perception», *International Journal of Multilingualism* 6 (4): 343–368.
- Kekulé, Alexander. 2010. Soll Deutsch als Wissenschaftssprache überleben? Contra: Der Zug ist abgefahren. *Zeit Online* (http://www.zeit.de/wissen/2010-04/deutsch-forschungssprache/seite-2).
- Lüdi, Georges, Höchle, Katharina, und Yanaprasart, Patchareerat (eds.) 2016. *Managing plurilingual and intercultural practices in the workplace. The case of multilingual Switzerland*. Amsterdam, John Benjamins.
- Truchot, Claude. 2015. *Quelles langues parle-t-on dans les entreprises en France? Les langues au travail dans les entreprises internationales*. Toulouse: Editions Privat / Paris: DGLFLF.
- Wright, Sue. 2010. «Democracy, Communities of Communication and the European Union.» In: Kjaer, Anne Lise und Silvia Adamo (eds.), *Linguistic Diversity and European Democracy*. Burlington VT: Ashgate, 35–56.

L'économie face aux langues

François Grin, Université de Genève

L'approche économique de la diversité des langues recouvre une vaste panoplie de questions, qu'il convient de sérier tout en les distinguant des perspectives sociolinguistiques sur le multilinguisme au travail.

L'économie des langues s'intéresse à l'influence réciproque entre variables économiques (E) et linguistiques (L): par exemple, le niveau des compétences en langues étrangères a-t-il un impact sur le salaire (LE)? Le commerce international influence-t-il la diffusion de certaines langues (EL)? Elle étudie aussi les politiques linguistiques. Le caractère économique de l'examen tient alors surtout à l'angle analytique: en économie, la politique linguistique sera abordée en termes d'efficacité («les ressources matérielles et symboliques mises en œuvre en politique linguistique sont-elles judicieusement employées?») et d'équité («la répartition des ressources matérielles et symboliques résultant de la politique linguistique est-elle équitable?»). Cette démarche confère à l'économie des langues un rôle de premier plan dans la sélection et le «design» des politiques linguistiques. Elle nous rappelle aussi que l'analyse économique ne porte pas que sur les valeurs matérielles ou financières, mais aussi sur les valeurs intangibles ou symboliques, car celles-ci sont pertinentes dans la comparaison entre différents scénarios.

Le rôle des langues dans l'activité économique

L'économie des langues englobe donc le champ, plus restreint, qu'on pourrait appeler «langues et économie», voire «langues dans l'économie», qui s'intéresse au rôle des langues dans l'activité économique, à savoir les processus de production, d'échange et de consommation, qui donnent naissance à la valeur ajoutée comptabilisée dans un agrégat tel que le produit intérieur brut (PIB). Des variables économiques telles que coûts, prix ou profit y sont donc présentes et l'analyse visera à quantifier l'effet, sur ces variables, de telle ou telle compétence ou pratique linguistique. Ce questionnement se différencie donc des travaux sociolinguistiques qui visent, eux, à décrire les pratiques multilingues dans l'activité économique, notamment sur le lieu de travail. Ils fournissent une ethnographie des langues en contexte professionnel, mais ne font en général pas intervenir de variables ou de processus économiques.

La valeur ajoutée

La question des langues dans l'économie soulève celle de la valeur ajoutée associée à des variables linguistiques, ce qui recouvre des phénomènes très variés. Selon que la valeur ajoutée ainsi créée échoit à un individu ou à un groupe (de la petite équipe de travail à un pays tout entier), on parlera respectivement de valeur du plurilinguisme ou du multilinguisme. L'accent étant mis sur

l'estimation quantitative, l'analyse requiert une démarche statistique qui nécessite des données chiffrées, représentatives et détaillées portant sur un nombre approprié d'observations. Les bases de données qui réunissent ces trois conditions sont assez rares, mais la Suisse est l'un des pays où une série d'enquêtes a permis d'effectuer certaines estimations, dont voici quatre résultats majeurs:

- A niveau de formation et d'expérience professionnelle similaires, les compétences en langues nationales sont rémunératrices, et cela de façon symétrique entre la Suisse romande et alémanique avec une prime d'environ 14% pour les hommes (pour les femmes, les chiffres sont similaires mais pas forcément statistiquement significatifs). Les taux de rendement sont plus élevés en Suisse italienne.
- Les compétences en anglais rapportent un peu plus en Suisse alémanique (18%) qu'en Suisse italienne (12%) ou romande (10%).
- Les langues protègent contre le licenciement: en cas de hausse des salaires amenant les employeurs à comprimer les effectifs, les bilingues (même plus chers) sont deux fois moins susceptibles que les monolingues de perdre leur emploi.
- Les données sur les compétences en langues non maternelles peuvent être considérées comme un facteur de production, la contribution correspond à environ 10% du PIB de la Suisse.

L'auteur

François Grin



François Grin est professeur d'économie à la Faculté de traduction et d'interprétation (FTI) de l'Université de Genève. Spécialiste de l'économie des langues et de l'évaluation des politiques publiques de gestion de la diversité linguistique et culturelle, il est l'auteur de nombreux travaux dans ces domaines. Il dirige le projet Mobilité et inclusion dans le multilinguisme européen (MIME), financé par la Commission européenne, qui rassemble 25 équipes où sont représentées une dizaine de disciplines différentes.

Références

Pour aller plus loin

- Gazzola, M. & Wickström, B.-A. (dir.), 2016: *The Economics of Language Policy*. Boston: MIT Press.
- Grin, F., 1999: *Compétences et récompenses. La valeur des langues en Suisse*. Fribourg: Editions universitaires.
- Grin, F., Sfreddo, C. & Vaillancourt, F., 2010: *The Economics of the Multilingual Workplace*. Londres: Routledge.

Le multilinguisme dans le monde scientifique

Anne-Claude Berthoud, linguiste,
Université de Lausanne

«En Suisse, les langues représentent une forme de ressource naturelle»

M. Vetterli, «Horizon no 109», 2016 (p. 50)

Comment exploiter au mieux cette «ressource naturelle» pour la qualité de la science?

Si l'on admet aujourd'hui l'importance du multilinguisme pour la société, la culture, l'éducation et plus récemment pour l'économie, le monde de la science échappe encore largement à un tel questionnement. Or, la science se fait et se transmet, elle aussi, dans et par la communication, impliquant une réflexion sur les différentes formes de cette communication. Aujourd'hui, la construction et la transmission des savoirs se fondent sur un monolinguisme grandissant, l'anglais «lingua franca / lingua academica» étant conçu comme condition d'une connaissance qui se veut universelle. Cette conception est fondée cependant sur l'illusion de la transparence des langues et de l'universalité des modes de communication, considérés comme de simples véhicules au service des idées et des découvertes. Bien que l'anglais ait permis une extraordinaire avancée de la connaissance, il peut aussi à terme conduire à son appauvrissement, au risque de développer une monoculture de la connaissance et de la science, dans la mesure où les pratiques langagières interviennent de manière structurante sur les savoirs et les savoir-faire, jouant un rôle de «médiation» aussi bien en termes de schémas cognitifs que de modèles d'action dans leur construction et leur transmission.

Dans cette optique, le multilinguisme se pose comme un antidote à l'écrasement des cultures académiques et scientifiques, comme garant de la pluralité des perspectives, et dès lors de l'«épaisseur», de la richesse et de la qualité des savoirs. Il sert tout à la fois de révélateur de la médiation langagière des savoirs, en tant qu'il provoque

un «choc» entre plusieurs manières d'interpréter la réalité par la langue et la communication, et de «renforceur», de ressource, pour augmenter la conceptualisation (atouts cognitifs) et pour optimiser la communication (atouts communicatifs).

Le multilinguisme comme «révélateur» de la médiation langagière des savoirs

Le multilinguisme nous donne à voir le langage comme médiation symbolique, il nous dévoile ce qui reste généralement implicite ou inaccessible dans notre propre langue, il porte un effet de loupe sur la dimension langagière des savoirs.

Le multilinguisme comme ressource cognitive et communicative

Par ressource cognitive, il faut entendre l'apport d'une plus grande profondeur et «épaisseur» conceptuelle, un processus de «défamiliarisation», d'autres points de vue, une mise en réseau originale des concepts, ainsi qu'une plus grande diversité de leurs modes d'accès. Il s'agit en quelque sorte de «nouvelles lunettes» posées sur le monde.

Prenons par exemple, en chimie, l'hypothèse que fait Volkens (2011) concernant la «Table des éléments» de Lavoisier. La portée universelle que celle-ci aurait d'emblée rencontrée pourrait être liée aux conditions de son élaboration. Avant de les nommer et de les inscrire dans la «table», Lavoisier aurait soumis chacun des termes à sa femme polyglotte pour en chercher les traductions dans les huit langues qu'elle maîtrisait. Ces aller et retour d'une langue à l'autre auraient donné à ces éléments une plus grande richesse, une plus grande «épaisseur» sémantique, leur assurant ainsi une portée plus large et un accès plus immédiat.

Par ressource communicative, il faut comprendre l'influence du multilinguisme sur les modes de communication, sur la façon dont les interlocuteurs organisent leur

64 interaction, et en particulier sur les processus d'inclusion ou d'exclusion des participants, sur le développement du leadership, sur les modes de négociation, la résolution de problèmes et le contrôle de l'interaction. Tel un prisme porté sur les processus de communication.

On peut ainsi émettre l'hypothèse que certains mécanismes interactionnels spécifiquement multilingues sont utilisés comme ressources dans la gestion des contenus, des activités et des participants à l'interaction. On a pu notamment observer dans des travaux de groupes en laboratoire que le recours à des stratégies interactionnelles multilingues concourt tout à la fois à l'efficacité et à l'intercompréhension.

Vers un juste équilibre entre l'anglais et les autres langues

Aussi, afin d'optimiser les processus de construction et de transmission des savoirs et des savoir-faire, tout en répondant à la double exigence d'internationalisation de la science et de valorisation de la diversité des cultures scientifiques, il convient de développer des alternatives multilingues fondées sur un juste équilibre entre l'anglais et les autres langues, un équilibre qui se décline en termes de complémentarité, de continuité et d'intégration.

Et dans cette optique, la Suisse se trouve dans une situation unique et exemplaire. Trois de ses langues officielles sont des langues traditionnelles de la science – dont deux en particulier, et elle joue un rôle de premier plan au niveau international.

Ce serait là, à notre sens, une façon d'exploiter au mieux «la diversité des langues comme une ressource naturelle» au profit de la science.

L'auteure

Anne-Claude Berthoud



Anne-Claude Berthoud est linguiste, professeure honoraire de l'Université de Lausanne. Elle est actuellement responsable du groupe de travail «Langues et science» du Conseil Européen pour les Langues. Ses travaux se situent à l'interface de la linguistique de l'énonciation, de l'interaction et de l'acquisition. Ils portent aujourd'hui principalement sur l'interaction plurilingue et la construction des connaissances. Dans cette optique, elle a coordonné le projet DYLAN (Language Dynamics and Management of Diversity) dont les résultats sont publiés dans l'ouvrage «Exploring the Dynamics of Multilingualism» (John Benjamins, 2013, avec F. Grin et G. Lüdi).

Sprachenvielfalt ist eine kostbare Ressource

Martin Vetterli, Präsident der EPFL

In einem Land mit vier Landessprachen aufzuwachsen, ist nicht nur eine kulturelle Bereicherung. Es verhilft auch zu Vorteilen in der heutigen Welt der Forschung.

Gewisse Wörter kann man kaum übersetzen. Serendipity ist so ein Wort aus dem Englischen. Es beschreibt den Vorgang, wenn man durch Zufall auf etwas Interessantes stösst, was man ursprünglich gar nicht suchte. In Amerika beschreiben sie das auf humorvolle Weise so: Serendipity ist, wenn man die Nadel im Heuhaufen sucht und die Tochter des Bauern findet. Dies ist genau das, was meinem Urgrossvater widerfuhr. Er war italienischer Rutengänger, der im 19. Jahrhundert durch die Schweiz pilgerte und den Bauern im Emmental half, Wasseradern zu finden. Dank seinem Gespür und seiner Erfahrung klappte dies manchmal auch. Doch eines Tages fand auch er, was er nicht suchte: eine Bauerntochter. Diese wurde zu meiner Urgrossmutter.

Mehrsprachig aufwachsen

Ich wuchs mit mehreren Sprachen auf. Schweizerdeutsch lernte ich bereits zu Hause dank meinen Eltern, Französisch hingegen später in den Strassen von Cortaillod, in der Nähe von Neuenburg. Schriftdeutsch lernte ich in der Schule. Und aufgrund der Herkunft meines Urgrossvaters (und der dreisprachigen Beschriftungen der Migros- und Coop-Produkte) war auch das Italienische allgegenwärtig. Doch erst in der Mittelschule versuchte ich, es auch richtig zu lernen (und bin übrigens immer noch daran).

In der Schweiz aufzuwachsen, war ironischerweise meine erste interkulturelle und – in einem gewissen Sinne – auch meine erste internationale sprachliche Erfahrung. Es sollte nicht die letzte bleiben. Nach meinem Studium und Doktorat an den beiden ETH in Lausanne und Zürich emigrierte ich in die USA. Dort verbesserte ich mein Englisch, aber erlebte mit einem gewissen Unbehagen auch die Öde einer sprachlichen Monokultur.

In Europa ein Ziel, in der Schweiz Alltag

Als ich nach rund zehn Jahren zurück in die Schweiz kam, war ich umso überraschter, all die zahlreichen politischen Debatten zur Mehrsprachigkeit in der Schweiz zu sehen. Denn in meinen Augen stellt genau diese Sprachenvielfalt eine der grössten natürlichen Ressourcen der Schweiz dar. Während meine amerikanischen Freunde mühselig versuchten, sich weitere Sprachen anzueignen, hatte ich diese Sprachenvielfalt in der Schweiz bereits in die Wiege gelegt bekommen. Und auch wenn ich das heutige Europa anschau, das versucht, sprachlich bunter zu werden, so habe ich das Gefühl, dass wir in Bezug auf die Mehrsprachigkeit bereits einen Schritt weiter sind. In diesem sprachlichen Sinne sind wir Schweizer fast europäischer als viele Europäer.

Mehrsprachigkeit hat viele Vorteile

Aus der neurobiologischen Forschung wissen wir heute, dass es für die Entwicklung eines Kindes vorteilhaft ist, wenn es bereits früh anderen Sprachen ausgesetzt wird. Dies wurde vor allem bei zweisprachigen Kindern ausführlich studiert. Insbesondere bei kognitiven Kontrollen, wie zum Beispiel beim Setzen von eigenen Zielen oder bei der strategischen Planung, zeigen Zweisprachige nämlich oft höhere Leistungen. Von den Neurowissenschaften wissen wir auch, dass Muttersprachen und Fremdsprachen in verschiedenen Regionen des Hirns verortet und verarbeitet werden. Da Zweisprachige einen erweiterten Sprach- und somit auch Denkraum in sich tragen, ist es auch keine grosse Überraschung, dass sie fremde Konzepte und Dinge und sogar andere Menschen anscheinend einfacher verstehen.

Auch bei uns Erwachsenen treten neue Dinge in unserer Wahrnehmung übrigens oft dann erst auf, wenn sie ein eigenes Wort dafür erhalten. Ich denke dabei zum Beispiel an die Medizin und Biologie, wo neuen Funden (sei es ein neues Krankheitsbild oder ein neues Protein) als Erstes meist ein neuer Name gegeben wird. Oder auch an die vielen Vogelarten, welche die europäischen Natur-

forscher im 18. Jahrhundert entdeckten und mit Namen belegten (wobei die Vögel natürlich auch bereits vor der Namensgebung existierten).

Mehrsprachigkeit als Chance schätzen

Ich bin überzeugt, dass die Schweiz diesen einzigartigen Ausgangspunkt der Mehrsprachigkeit als Chance sehen sollte. Es ist klar, dass es nicht jedermanns Sache ist, mehrere Sprachen zu erwerben. Und auch die zurzeit in der Schweiz sehr berechtigte Frage nach dem richtigen Zeitpunkt der Einführung einer neuen Sprache in der Schule ist damit nicht gelöst. Doch die Möglichkeit, von mehreren Sprachen umgeben zu sein, besteht in unserem Land. Und wir sollten mit diesem Reichtum sorgfältig umgehen und ihn hoch schätzen. Denn die Sprachenvielfalt bereitet die nächste Generation ideal darauf vor, der vielfältigen und internationalen Gedankenwelt zu begegnen. Und dies kann vor allem auch innerhalb der Forschungswelt zu Vorteilen führen, denn sie lebt schliesslich von Ideen, Konzepten und somit erweiterten Sprach- und Denkräumen. Und wer weiss, vielleicht wird dieser Vorteil einen jungen Studenten eines Tages auch zu neuen Entdeckungen und Innovationen führen – oder auch zu einer schönen Bauerntochter.

Zum Autor

Martin Vetterli



Martin Vetterli, 59, ist Professor für Computer- und Kommunikationswissenschaften an der EPFL, der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne. Von 2013 bis 2016 präsidierte er den Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Seit 2017 ist er Präsident der EPFL.

Weitere Informationen

Dieser Text erschien am 23. Oktober 2016 in der NZZ am Sonntag.

Effizientes schulisches Fremdsprachenlernen

Christine Le Pape Racine, Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des mehrsprachigen Unterrichts in der Schweiz (APEPS)

Bei den aktuellen Diskussionen über die mehrsprachige Schweiz wird auch immer wieder die Frage nach der Qualität, der Quantität und dem Nutzen des schulischen Fremdsprachenlernens gestellt. Im Folgenden soll aus der Sicht der Arbeitsgruppe zur Förderung des mehrsprachigen Unterrichts in der Schweiz (APEPS) auf die Fragen eingegangen werden.

Schülerinnen und Schüler erleben im alltäglichen Umfeld Menschen, die über ein mehrsprachiges Repertoire, wie z.B. den Walliser Dialekt, Standardsprache Deutsch, Englisch und Grundlagen in Italienisch verfügen. Sie erfahren, dass sich sprachliche Kompetenzen während des Lebens je nach Gebrauch und Interesse verändern: Bald steht bei einer bestimmten Sprache das Hörverstehen oder das Leseverständnis, bald das Sprechen oder Schreiben im Vordergrund. Junge Menschen sind virtuell vernetzt, nutzen moderne Medien und erfahren einen flexiblen Umgang beim schnellen Wechsel von einer Sprache in eine andere, und es stellt sich die Frage, wie die Schule darauf reagieren kann.

Mehrsprachigkeit erlebbar machen

Um in der Schule effizient Sprachen zu lernen, braucht es in erster Linie methodisch-didaktisch gut ausgebildete Lehrpersonen mit hoher Sprachkompetenz. Wichtig sind weiter Lehrwerke, die der aktuellen Lebenswelt der Lernenden gerecht werden und auch Anliegen einer Mehrsprachigkeitsdidaktik einbeziehen. Nicht nur ausserhalb, auch innerhalb des Schulhauses soll die Mehrsprachigkeit der Schülerinnen und Schüler und auch diejenige der Lehrpersonen sichtbar und erlebbar werden. Da jeder Unterricht Sprachunterricht ist, überschreitet das Sprachenlernen die Grenzen der Sprachlektionen, was den Lernenden immer wieder mittels Reflexion im Sinne von *language awareness* bewusst gemacht werden soll.

Komplexitätssteigerung mit Folgen

Trotz grosser Fortschritte sind bei den Lehrpersonen die fremdsprachlichen Sprachkompetenzen mit berufsspezifischer Ausrichtung noch nicht in allen Stufen und in allen schulisch zu fördernden Sprachen erreicht. Auch die didaktische Ausbildung, die den gleichzeitigen Erwerb mehrerer Sprachen fördert, muss z. B. an der Sekundarstufe 1 noch weiter entwickelt werden, denn der Sprung von der Zwei- zur Mehrsprachigkeit bedeutet eine Komplexitätssteigerung in mehrfacher Hinsicht.

Die Kontaktzeit erhöhen

Um den neuen Anforderungen gerecht zu werden, ist die Didaktik an den Pädagogischen Hochschulen für die Grundausbildung auf Mehrsprachigkeit zwar ausgerichtet, aber es braucht zudem vermehrte systematische Koordination für eine obligatorische Weiterbildung der bereits amtierenden Lehrkräfte.

Notwendig ist ebenfalls die Sensibilisierung für eine horizontale und vertikale Kohärenz bei allen Lehrpersonen in allen Fächern: Das bedeutet, dass die Lehrpersonen sich informieren über die Inhalte von Deutsch, Französisch, Englisch oder Italienisch und wie das im Schulalltag der Lernenden sowie auch beim Stufenübergang zusammenpasst. Eine vermehrte Kooperation beim Einsatz von fremdsprachlichen «Inseln» z.B. im Sport, im Technischen Gestalten, in Geographie usw. im Hinblick auf eine Ausweitung zum partiellen immersiven Unterricht wäre gut möglich. Dies würde auch ohne zusätzliche Lektionen, wie immer wieder verlangt, die Kontaktzeit mit den Fremdsprachen erhöhen. Wichtig ist, dass gesicherte Kenntnisse aus der Fremdspracherwerbsforschung vermittelt werden, denn diese erlauben die Einschätzung der didaktischen Qualität des eigenen Unterrichts sowie der Lehrmittel und somit eine gewisse Unabhängigkeit im Umgang mit ihnen im täglichen Sprachhandeln.

Das Gelernte umsetzen

Die Motivation, Fremdsprachen zu lernen, entsteht grundsätzlich wie in jedem Fach durch guten, inhaltlich anregenden Unterricht, der den Lernenden Erfolgserlebnisse erlaubt. Zusätzlich wird die Motivation erhalten durch Erfahrung der Brauchbarkeit des Gelernten, was durch Möglichkeiten des virtuellen und des realen Austausches mit Menschen anderer Sprachen und Kulturen in der Schweiz leicht möglich ist, aber zu wenig praktiziert wird.

Kinder befürworten zwei Sprachen

Bei einem ihren Möglichkeiten angepassten Kompetenzziel und einem binnendifferenzierten Unterricht sind die Kinder grundsätzlich mit dem Fremdsprachenunterricht nicht überfordert. Neue Lehrmittel weisen dazu zunehmend Angebote aus. Verschiedene Evaluationen haben ausserdem bestätigt, dass die Kinder mehrheitlich zwei Sprachen an der Primarschule befürworten.

Zur Autorin**Christine Le Pape Racine**

Christine Le Pape Racine, Fremdsprachen-Didaktikerin und Erziehungswissenschaftlerin, ist emeritierte Professorin der Pädagogischen Hochschule FHNW für Französischdidaktik und ihre Disziplinen (Institut Primarstufe) sowie seit zehn Jahren Präsidentin der APEPS (Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des Mehrsprachigen Unterrichts in der Schweiz).

Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Fremdsprachendidaktik und bilingualer, immersiver oder CLIL-EMILE-Unterricht auf allen Altersstufen.

Weitere Informationen

www.plurilingua.ch

Perspectives sur les enjeux du plurilinguisme africain en Suisse

Mohomodou Houssouba, Centre d'études africaines, Université de Bâle; Société suisse d'études africaines

Le plurilinguisme officiel suisse est un cas particulier en Europe de l'Ouest. Pour la plupart, l'état-nation est identifié à une seule langue officielle, quel que soit le nombre d'idiomes parlés sur le territoire national. Cependant, même en Suisse où les questions linguistiques ne crispent pas outre-mesure, elles suscitent néanmoins un débat passionné.

La décision de certains cantons alémaniques d'introduire l'anglais avant le français à l'école primaire cristallise le «malentendu» qui, selon certains, sonne l'abandon de l'accord tacite entre les régions linguistiques pour promouvoir l'apprentissage de la langue de l'autre. **L'idéal est de cultiver l'unité culturelle dans la diversité linguistique.** Ce plaidoyer appelle à l'esprit de compromis et de consensus qui assure l'équilibre entre les différentes composantes de la société suisse.

Les langues de la migration sont incontournables

Le modèle suisse est ainsi rare en Europe, même dans le monde. Chacune des quatre langues a le statut de langue officielle dans une aire géographique déterminée. Par ailleurs, les cantons de Berne, Fribourg et du Valais sont même bilingues. Mais le débat ne peut être réduit aux relations entre les langues «autochtones» comme a montré en juin l'atelier «Quand les langues africaines changent de lieux»*. En fait, en Suisse comme ailleurs, des langues de la migration devenues véhiculaires sont désormais incontournables dans la communication des autorités publiques et opérateurs économiques. C'est le cas de langues africaines comme le somali, tigrinya ou swahili.

* Dans le cadre de la série de manifestations «Migration et mobilité», la Société suisse d'études africaines a organisé l'atelier «Quand les langues africaines changent de lieux», le 24 juin 2016 au Centre d'études africaines de l'Université de Bâle. Les intervenants ont partagé leurs expériences de pays comme l'Allemagne, l'Espagne, la France, le Québec et la Suisse, qui sert de repère dans les analyses comparatives.

Domination du modèle européen

L'aire géographique des études africaines concentre encore un tiers des langues vivantes. La plupart des pays africains ont plus qu'une langue nationale. Certains comptent une centaine ou plus; ce qui pose en soi un véritable défi d'aménagement linguistique. En plus, ces pays ont hérité de modèles européens de la langue nationale unique qui façonnent leurs politiques linguistiques actuelles. Même ultra-minoritaire, la langue de l'ex-puissance coloniale domine encore la vie publique, malgré divers efforts de promotion des langues du pays. Le rationnel est qu'en évitant de donner un rôle formel aux langues autochtones, on prévient les conflits dangereux dont de nations fragiles peuvent bien se passer. De même, on prend en exemple les grandes nations qui se sont (presque) toutes construites autour d'une langue. Dans l'espace francophone, ce raisonnement est largement partagé par les élites africaines et françaises.

Le modèle suisse

Il semblerait moins évident en soi en Suisse où la conscience collective et le vécu quotidien sont marqués par une diversité linguistique, qui jouit jusque-là d'une légitimité théorique auprès de la communauté nationale. Le cadre suisse permet ainsi de prendre un recul pour faire l'état des lieux dans différents pays africains et analyser l'impact des politiques linguistiques sur le vivre en commun et la conduite des affaires publiques.

L'auteur**Mohomodou Houssouba**

Mohomodou Houssouba est écrivain et linguiste. Il est chercheur associé au Centre d'études africaines de Bâle et membre du comité exécutif de la Société suisse d'études africaines.

L'atelier de Bâle a servi de tremplin pour au moins trois manifestations à venir organisées par les membres de la SSEA autour de l'impact du plurilinguisme sur le quotidien de la vie en ville et campagne en Afrique et ses implications pour les travaux de terrain de chercheurs africanistes qui ont de moins en moins le temps d'apprendre les langues parlées dans leurs milieux d'enquête.

Mitgliedsgesellschaften Sociétés membres

Forschungsnetzwerkplattform für den Mittleren Osten und islamische Kulturen

Emanuel Schaeublin,
Vorstandsmitglied SGMÖIK

Die SGMÖIK lanciert die digitale Forschungs- und Netzwerkplattform www.sgmöik-research.sagw.ch. Sie ermöglicht es Forschenden, Unterrichtenden, Studierenden, Journalisten und allen Interessierten, sich miteinander zu vernetzen, und erleichtert die Suche nach Spezialisten.

Am 24. September 2016 wurde die Forschungsnetzwerkplattform der Schweizerischen Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen (SGMÖIK) in Zürich vorgestellt. Seit Anfang November ist sie voll in Betrieb. Sie ist das Ergebnis der Zusammenarbeit der SGMÖIK mit dem Contemporary MENA (Middle East and North Africa) Research Network, einem informellen Zusammenschluss von ca. 90 Akademikern, Kulturschaffenden und Journalisten in der Schweiz, die auf verschiedene Arten mit den Ländern des Mittleren Ostens und Nordafrika verbunden sind.

Spezialisten und Netzwerk

Die SGMÖIK-Forschungsnetzwerkplattform erleichtert zum einen die Suche nach thematischen Spezialisten: Über die öffentlich zugängliche Internetseite der Plattform www.sgmöik-research.sagw.ch lassen sich per Stichwortsuche (keywords) Fachleute zu spezifischen Themen, Ländern und Epochen finden und kontaktieren. Sie er-

möglicht es zum anderen Forschenden, Unterrichtenden, Studierenden, Journalisten und allen Interessierten, sich miteinander zu vernetzen. Im Zentrum stehen zwei Themenfelder: 1. Die Länder des Mittleren Ostens und Nordafrika; 2. Islamische Diskurse, die sich in verschiedenen kulturellen, gesellschaftlichen und historischen Kontexten in variierender Art und Weise manifestieren. Die Religion des Islams ist heute nicht mehr nur geographisch zu verorten, sondern entwickelt neue global relevante Erscheinungsformen. Wer zu Themen des Mittleren Ostens und Nordafrika oder zu islamischen Kulturen in aller Welt arbeitet, kann seine Interessen, Kompetenzen, Publikationen und Links eintragen oder die Plattform direkt und einfach benutzen, um Fachleute zu finden und zu kontaktieren.*

Wissensproduktion demokratisieren und vernetzen

Die SGMÖIK-Forschungsnetzwerkplattform hat die Vision, die Wissensproduktion über die MENA-Region und Nordafrika sowie über islamische Kulturen der Welt und ihre vielschichtige Verflechtung mit Europa zu demokratisieren und stärker zu vernetzen. Ausserdem soll die Plattform den Wissenstransfer zwischen Fachleuten und der Presse sowie der interessierten Öffentlichkeit verstärken.

* Sie können sofort ein Profil erstellen. Damit Ihr Profil jedoch sichtbar bleibt, müssen Sie innerhalb von zwei Monaten Mitglied der SGMÖIK werden, siehe: <http://www.sagw.ch/sgmök/die-gesellschaft.html>. Wenn Sie Ideen haben, wie die Plattform verbessert werden kann, oder Hilfe brauchen beim Erstellen eines Profils, können Sie jederzeit mit Emanuel Schaeublin (emanuel.schaeublin@gmail.com) direkt in Kontakt treten.



Vor dem Hintergrund der zunehmenden Sprachenvielfalt in der Schweiz und im Sinne einer einfach benutzbaren Stichwortsuche ist die Plattform auf Englisch gehalten. Benutzer sind dennoch ermutigt, in verschiedenen Sprachen miteinander zu kommunizieren. In einer sich rasch verändernden Welt eröffnet die Plattform einen neuen Gestaltungshorizont – nach der Maxime von Heinz von Förster: «Handle stets so, dass sich die Anzahl der Wahlmöglichkeiten vermehrt.» Alle Interessierten sind herzlich eingeladen, sich zu registrieren und ihre Ideen in die Weiterentwicklung der Plattform einfließen zu lassen.

Zum Autor und Initiator dieser Plattform

Emanuel Schaeublin



Emanuel Schaeublin hat 2016 an der Universität Oxford eine anthropologische Doktorarbeit über Gabe, Tausch und die Rolle islamischer Textfragmente in sozialen Interaktionen in Nablus (Palästina) abgeschlossen. Zuvor studierte er Arabisch und Philosophie an der Universität Genf mit längeren Aufenthalten im Jemen, in Palästina, Ägypten und Syrien.

Von 2007 bis 2010 forschte er über Islam und humanitäre Hilfe am Graduate Institute in Genf.

Präsidiumswechsel bei der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft

An der Generalversammlung der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft (SNG) vom 22. Oktober 2016 in Zürich erklärte die langjährige Präsidentin **Hortensia von Roten** ihren Rücktritt, nachdem sie seit 1993 im Vorstand der SNG tätig war und 2002 – neun Jahre später – das Präsidium der Gesellschaft übernommen hatte. Während ihrer Präsidentschaft initiierte sie die Einführung der Numismatischen Tage, welche in der Schweiz und auch zweimal im Ausland mit befreundeten Institutionen und Gesellschaften stattfanden. Damit konnte die SNG die Vernetzung unter den Numismatikern, Wissenschaftlern und Sammlern bedeutend fördern. Die Monographienreihe «Schweizer Studien zur Numismatik» wurde ebenfalls von ihr ins Leben gerufen. Neben den normalen Präsidiumsaktivitäten vertrat sie die Gesellschaft auch in mehreren nationalen und internationalen Gremien.

Der neue Präsident **Ueli Friedländer** darf damit eine erfolgreiche SNG übernehmen, welche bestens für eine erfolgreiche Zukunft aufgestellt ist.



Ueli Friedländer und Hortensia von Roten



Zusammenschluss von zwei globalen Wissenschaftsorganisationen

Roger Pfister, Leiter Internationale Zusammenarbeit, Akademien der Wissenschaften Schweiz

Die beiden internationalen Dachverbände der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften, International Council for Science (ICSU) und International Social Science Council (ISSC), beabsichtigen den Zusammenschluss. Mitglieder der beiden Verbände sind nationale Wissenschaftsorganisationen und International Scientific Unions.

Die Schweizerischen Akademien der Naturwissenschaften (SCNAT) und der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vertreten die Schweizer Wissenschaftsgemeinschaft in beiden Verbänden als Nationale Mitglieder. Für Oktober luden die Vorstände der beiden Organisationen ihre Mitglieder zu einer ausserordentlichen Generalversammlung ein, um über einen Zusammenschluss beider Organisationen per 2018 zu befinden. Die Notwendigkeit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit war unbestritten. Insbesondere Vertreterinnen der International Unions brachten aber Vorbehalte ein. Sorgen machte ihnen, dass die Grundlagenwissenschaften ihre Bedeutung verlieren könnten, und bemängelt wurde der fehlende Einbezug weiterer Fachbereiche (insb. Medizin und Technik). Zudem kritisierten sie, dass keine Optionen zum empfohlenen Zusammenschluss vorlagen und dass die Entscheidung unter Zeitdruck gefällt werden musste. Die Schweizer Vertretung zweifelte, ob auf strategischer und operativer Ebene genügend Kapazitäten für einen erfolgreichen Zusammenschluss zur Verfügung stehen würden (YouTube-Video ab 2 h 04).

Weitere Informationen

<http://www.icsu.org/road-to-2018>

<https://www.youtube.com/watch?v=DSN7u8lyJlg>

<http://www.euro-icsu.org>

Die Akademien begleiten den Zusammenschluss

Nach längerer und teils intensiver Diskussion fiel das Abstimmungsresultat klar zugunsten des Vorschlags aus, eine paritätisch aus ICSU- und ISSC-Vorstandsmitgliedern zusammengesetzte Transition Task Force mit den Vorarbeiten für einen Zusammenschluss zu betrauen. Ergänzend dazu wird eine noch zu etablierende Arbeitsgruppe eine Strategie für die neue Organisation entwerfen. Die Resultate dieser Arbeiten werden im Oktober 2017 den ICSU- und ISSC-Mitgliedern zur Abstimmung unterbreitet.

Die SAGW und die SCNAT werden diesen Prozess eng begleiten und, soweit möglich, Einfluss darauf nehmen. Eine wichtige Funktion kommt hierbei der Gruppe europäischer ICSU-Mitglieder zu, deren Vorsitz und Geschäftsführung 2016–18 bei der SCNAT liegt. Diese Gruppe leistete mit Vorschlägen für die strategische Ausrichtung der neuen Organisation anlässlich der ausserordentlichen Generalversammlung im Oktober einen ersten und überaus positiv aufgenommenen Beitrag.

Zum Autor

Roger Pfister



Dr. Roger Pfister betreut die internationalen Kontakte der Akademien der Wissenschaften Schweiz sowie die Mitgliedschaft von SCNAT und SAGW im International Council for Science bzw. International Social Science Council. Dies beinhaltet bis 2018 die Geschäftsführung der Gruppe europäischer ICSU-Mitglieder. Nach

Studien in der Schweiz und Grossbritannien mit Promotion in Südafrika in Internationalen Beziehungen war er tätig an der Universität Freiburg und der ETH Zürich.

Publikationen Publications



Vom «guten Arzt» zu den «Health Professionals»?

Der Arztberuf vor den Herausforderungen des Gesundheitswesens und im Wandel der Gesellschaft

Bericht von Urs Hafner zum Workshop «Medical Humanities V. Vom «guten Arzt» zu den «Health Professionals»» (31. März 2016, Kornhausforum, Bern)

Seit 2012 organisieren die Akademien jährlich einen Workshop, der sich an ForscherInnen im Bereich Medical Humanities, ÄrztInnen und weitere Gesundheitsfachpersonen richtet. Der diesjährige Workshop reflektiert Vorstellungen und Bilder vom «guten Arzt» auf deren Angemessenheit, Tragfähigkeit sowie Orientierungswert hin in einem Feld, wo längst unterschiedlich spezialisierte «Health Professionals» den «Arzt» abgelöst haben.

Weitere Informationen

Die Ergebnisse des Workshops wurden von Urs Hafner in einem Bericht festgehalten. Dieser steht auf der Website der Akademien Schweiz (www.akademien-schweiz.ch) zum Download bereit → Schwerpunkte → Gesundheitssystem im Wandel → Medical Humanities).

Compétences de base pour l'introduction au latin

Académie suisse des sciences humaines et sociales (2017), *Swiss Academies Reports*, Vol. 12, N° 1

77

L'objectif de ce texte est de présenter une proposition de compétences et de connaissances de base en grammaire latine et en compréhension de texte qui devraient faire partie intégrante de l'enseignement du latin dans les universités. Les Facultés qui reconnaissent ce cadre de compétences et qui en font également état de manière appropriée permettent ainsi d'établir en toute transparence les connaissances de base dont disposent les étudiant-e-s, en particulier lors d'un changement d'université. Le cadre de compétences s'adresse en premier lieu aux professeurs qui dispensent les cours fondamentaux, mais également aux étudiant-e-s ainsi qu'aux responsables des filières concerné-e-s. Le texte a bénéficié d'une large consultation auprès des représentant-e-s de la discipline dans les universités suisses garantissant la qualité de son contenu.

Plus d'informations

Téléchargement et de plus amples informations sous: <http://www.sagw.ch/latein>

ou commande auprès du secrétariat général: e-mail: sagw@sagw.ch, Tél. 031 306 92 50

Mitgliedsgesellschaften und Unternehmen der SAGW Sociétés membres et entreprises de l'ASSH

A Schweizerische Gesellschaft für Afrikastudien (SGAS), Société suisse d'études africaines (SSEA), www.sagw.ch/africa | Schweizerische Gesellschaft für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie (SGA), Société Suisse d'économie et de sociologie rurale (SSE), www.sga-sse.ch | Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft (SVAW), Association suisse pour l'étude de l'Antiquité (ASEA), www.sagw.ch/svaw | Schweizerische Akademische Gesellschaft der Anglisten (SAUTE), Société suisse d'études anglaises (SAUTE), www.sagw.ch/saute | Schweizerische Amerikanisten-Gesellschaft (SAG), Société suisse des américanistes (SSA), www.ssa-sag.ch | Vereinigung der Freunde Antiker Kunst, Association suisse des amis de l'art antique, www.antikekunst.ch | Archäologie Schweiz, Archéologie Suisse, www.archaeologie-schweiz.ch | Schweizerische Asien-Gesellschaft (SAG), Société Suisse-Asie, www.sagw.ch/asien-gesellschaft **B** Schweizerische Gesellschaft für Betriebswirtschaft (SGB), Société suisse de gestion d'entreprise, www.sagw.ch/sgb | Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung (SGBF), Société suisse pour la recherche en éducation (SSRE), www.sgbf.ch | Schweizerische Gesellschaft für Biomedizinische Ethik (SGBE), Société suisse d'éthique biomédicale (SSEB), www.sagw.ch/sgbe | Schweizerischer Burgenverein, Association Suisse Châteaux forts, www.burgenverein.ch **C, D, E** Schweizerische Ethnologische Gesellschaft (SEG), Société suisse d'ethnologie (SSE), www.seg-sse.ch **F** Schweizerische Friedensstiftung, Fondation suisse pour la paix – swisspeace, www.swisspeace.ch **G** Schweizerische Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF), Société suisse pour les Etudes Genre SSEG, www.gendercampus.ch/de/sggf | Schweizerische Gesellschaft für Geschichte (SGG), Société suisse d'histoire (SSH), www.sgg-ssh.ch | Schweizerische Gesellschaft für Gesetzgebung (SGG), Société suisse de législation (SSL), www.sgg-ssl.ch | Schweizerische Akademische Gesellschaft für Germanistik (SAGG), Société académique des germanistes suisses (SAGG), www.sagg.ch **H** Schweizerische Heraldische Gesellschaft (SHG), Société suisse d'héraldique (SHG), www.schweiz-heraldik.ch | Sociedad Suiza de Estudios Hispánicos (SSEH), www.sagw.ch/sseh | Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden (VSH), Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université (AEU), www.hsl.ethz.ch **I, J** Schweizerische Gesellschaft für Judaistische Forschung (SGJF), Société suisse d'études juives (SSEJ), www.sagw.ch/judaistik | Schweizerischer Juristenverein (SJV), Société suisse des juristes, www.juristentag.ch **K** Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien (SIKJM), Institut suisse Jeunesse & Médias (SIKJM), www.sikjm.ch | Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft (SGKM), Société suisse des sciences de la communication et des mass media (SSCM), www.sgkm.ch | Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung (NIKE), Centre national d'information pour la conservation des biens culturels (NIKE), www.nike-kultur.ch | Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK), Société

d'histoire de l'art en Suisse (SHAS), www.gsk.ch | Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz (VKKS), Association suisse des historiennes et historiens de l'art (ASHHA), www.vkks.ch | Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (SIK), Institut suisse pour l'étude de l'art (ISEA), www.sik-isea.ch **L** Schweizerische Gesellschaft für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft (SAGVL), Association suisse de littérature générale et comparée (ASLGC), www.sagw.ch/sgavl **M** Schweizerische Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen (SGMOIK), Société suisse Moyen-Orient et Civilisation islamique (SSMOCI), www.sagw.ch/sgmoik | Verband der Museen der Schweiz (VMS)/International Council of Museums (ICOM), Association des musées suisses (AMS)/Conseil International des Musées (ICOM), www.museums.ch | Schweizerische Musikforschende Gesellschaft (SMG), Société suisse de musicologie (SSM), www.smg-ssm.ch **N** Schweizerische Gesellschaft für Nordamerika-Studien (SANAS), Association suisse des études nord-américaines (SANAS), www.sagw.ch/sanas | Schweizerische Numismatische Gesellschaft (SNG), Société suisse de numismatique, www.numisuisse.ch **O** Schweizerische Gesellschaft für orientalische Altertumswissenschaft, Société suisse pour l'étude du Proche-Orient ancien, www.sagw.ch/sgoa | Schweizerische Akademische Gesellschaft für Osteuropawissenschaften, Société Académique Suisses des Etudes de l'Europe de l'Est, www.sagw.ch/sags | Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, www.bibliothek-oeschlin.ch **P** Schweizerische Philosophische Gesellschaft (SPG), Société suisse de philosophie (SSP), www.sagw.ch/philosophie | Schweizerische Vereinigung für Politische Wissenschaft (SVPW), Association suisse de science politique (ASSP), www.sagw.ch/svpw | Schweizerische Gesellschaft für Psychologie (SGP), Société suisse de psychologie (SSP), www.ssp-sgp.ch **Q, R** Schweizerische Vereinigung für internationales Recht (SVIR), Société suisse de droit international (SSDI), www.sagw.ch/svir | Schweizerische Gesellschaft für Religionswissenschaft (SGR), Société suisse pour la science des religions (SSSR), www.sgr-sssr.ch | Societat Retorumantscha (SRR), www.drg.ch | Collegium Romanicum, www.sagw.ch/collegium-romanicum **S** Swiss Association for the Studies of Science, Technology and Society (STS-CH), www.unige.sts.ch | Schweizerische Gesellschaft für Kulturtheorie und Semiotik (SGKS), Association Suisse de Sémiotique et de Théorie de la Culture (ASSC), www.sagw.ch/semiotik | Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien (SGSS), Société suisse d'études scandinaves (SGSS), www.sagw.ch/sgss | Schweizerische Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP), Association Suisse de Politique Sociale, www.svsp.ch | Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS), Société suisse de sociologie (SSS), www.sgs-sss.ch | Schweizerische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft (SSG), Société suisse de linguistique (SSL), www.sagw.ch/ssg | Schweizerische Gesellschaft für Statistik (SGS), Société Suisse de Statistique (SSS), www.stat.ch | Schweizerische Gesellschaft für Symbolforschung, Société suisse de recherches en symbolique, www.symbolforschung.ch **T** Schweizerische

Gesellschaft für Theaterkultur (SGTK), Société suisse du théâtre (SST), www.mimos.ch | Schweizerische Theologische Gesellschaft (SThG), Société suisse de théologie (SSTh), www.sagw.ch/sthg **U** Schweizerische Akademische Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (SAGUF), Société académique suisse pour la recherche sur l'environnement et l'écologie (SAGUF), www.saguf.scnatweb.ch **V** Schweizerische Gesellschaft für Verwaltungswissenschaften (SGVW), Société suisse des sciences administratives (SSSA), www.sgvw.ch | Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (SGV), Société suisse des traditions populaires (SSTP), www.volkskunde.ch | Schweizerische Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik (SGVS), Société suisse d'économie politique et de statistique (SSEPS), www.sgvs.ch **W, X, Y, Z** swissfuture – Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung (SZF), swissfuture – Association suisse pour la recherche prospective (SZF), www.swissfuture.ch

Unternehmen Entreprises

Diplomatische Dokumente der Schweiz (DDS), Documents diplomatiques suisses (DDS), www.dodis.ch | Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS), Inventaire des trouvailles monétaires suisses (ITMS), www.fundmuenzen.ch | infoclio.ch, www.infoclio.ch | Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Dictionnaire historique de la Suisse (DHS), www.hls.ch | Jahrbuch für Schweizerische Politik, Année politique suisse, www.anneepolitique.ch | Nationale Wörterbücher der Schweiz (NWB), Glossaires nationaux de la Suisse, www.sagw.ch/nwb

Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär
Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär/Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Beat Immenhauser

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen

Lea Berger, MA Social Sciences
Dr. phil. Manuela Cimeli
Dr. phil. Marlène Iseli
Fabienne Jan, lic. ès lettres

Personal/Finanzen

Eva Bühler
Annemarie Hofer
Christine Kohler

Öffentlichkeitsarbeit

Beatrice Kübli
Dr. Franca Siegfried

Administration

Delphine Gingin
Gabriela Indermühle
Gilles Nikles

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien, Laupenstrasse 7, 3008 Bern
Tel. 031 306 92 50
www.sagw.ch
E-Mail: sagw@sagw.ch
E-Mail an die Mitarbeiter/-innen: vorname.nachname@sagw.ch

ISSN 1420-6560



1 | 2017

Mitglied der
a⁺ akademien der
wissenschaften schweiz